XXII. Band 1936 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psycho-Analysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis		8	Seiten	für	25	Exemplare	Mark	15.—,	für	50	Exemplare Mark 20.—
von	9	„	16	„	„ 25	„	„	20.—,	„	50	„ „ 25.—
„	17	„	24	„	„ 25	„	„	30.—,	„	50	„ „ 40.—
„	25	„	32	„	„ 25	„	„	35.—,	„	50	„ „ 45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XXI. Band (1935) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE,
IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

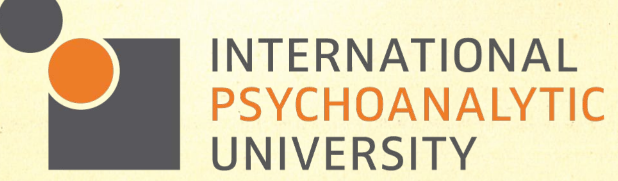
XXII. Band 1936 Heft 2

Die Psychoanalyse und die Triebe[1]

Von
Ernest Jones
London

Ich habe das Thema der Triebe für meinen Vortrag gewählt, weil es in vieler Beziehung das interessanteste, grundlegendste und schwierigste in der ganzen Psychologie ist. Erweiterte Kenntnisse auf diesem Gebiete würden vielleicht mehr als auf jedem anderen die Psychologie in nähere Beziehung zu verwandten Wissenschaften wie Physiologie, Biologie, Soziologie und Philosophie bringen. Seit einiger Zeit hat es sich gezeigt, daß psychische und physische Prozesse eher durch die Erforschung der Triebe und ihres gefühlsmäßigen Ausdrucks in Wechselbeziehung zu bringen sind als durch die Methode, die im neunzehnten Jahrhundert so hoffnungsvoll schien, die höheren geistigen Phänomene und die Gehirnrinde zu studieren. Die enge Verbindung zwischen Furcht und Ärger zum Beispiel, die durch psychologische Gründe festgestellt worden ist, ist durch Cannon und seine Schüler sehr interessant bestätigt worden, die auf rein physiologischen Wegen arbeiteten. Es ist ferner offenbar, daß das Studium der Triebe, eines für den Menschen und die niedrigeren Tiere gemeinsamen Feldes, die aussichtsreichste Möglichkeit bietet, um die Psychologie in der Hierarchie der Wissenschaft auf den rechtmäßigen Platz zu stellen, nämlich als eine der biologischen Wissenschaften. Dann führt uns dasselbe Studium zu dem großen Problem der relativen Wichtigkeit ererbter und erworbener Eigenschaften, einem wesentlichen Problem für alle soziologischen Seiten der Psychologie. Endlich sollten alle Ergebnisse solcher Untersuchungen nützliche Anhaltspunkte für die spannendste der philosophischen Spekulationen bieten: über die Beziehung des Körpers zur Seele. Und das ist vielleicht die

1) Vorgetragen vor der British Psychological Society am 22. März 1935; vgl. The British Journal of Psychology, General Section, XXXVI, part 3, 1936.



zentralste menschliche Betrachtung von allen, denn die Beziehung zwischen der Persönlichkeit und dem materiellen Körper, durch den sie sich ausdrückt, bezeichnet das letzte Problem der Beziehung der Persönlichkeit zur „Materie" und die Verwandtschaft der menschlichen Seele zum Weltall.

Unglücklicherweise hat die Psychologie bis jetzt noch nicht die Ergebnisse geliefert, die in irgend einer Weise an Wichtigkeit den hohen Zielen entsprächen, die ich eben bezeichnet habe. Es gibt keine Übereinstimmung unter Psychologen, ob Triebe im gewöhnlichen Sinne des Wortes überhaupt existieren — einige Psychologen schreiben ihre Äußerungen ausschließlich erworbenen Gewohnheiten *(habits)* zu — oder, wenn Triebe existieren, ob man irgend etwas Bestimmtes über ihre Natur oder selbst ihre Anzahl sagen kann. Die wissenschaftlichste Methode zum Studium des Gegenstandes schien zu sein, mit der einfachen Beobachtung des Verhaltens zu beginnen, zu dem die Triebe führen: sich auf die motorischen Aspekte des Triebes zu konzentrieren. Diese Methode hat sich in der Erforschung des Trieblebens der Tiere als sehr fruchtbar erwiesen; dort ist es freilich die einzig verfügbare Methode. Bei menschlichen Wesen ist es ihr nicht möglich gewesen, Licht in die Dunkelheit zu bringen. Der Mißerfolg ist wahrscheinlich der außerordentlichen Plastizität der menschlichen Triebe zuzuschreiben. Wir wissen, je tiefer wir in der Tierreihe hinabgehen, umso starrer und unvermeidlicher sind die triebmäßigen Reaktionen. Entwicklung in höhere Formen scheint charakteristischerweise durch eine größere Variabilität und Auswahl der triebmäßigen Reaktionen begleitet zu sein, eine Veränderung, die vermutlich selbst ein wichtiger Faktor in der Entwicklung gewesen ist. Beim Menschen hat diese Veränderlichkeit ihren höchsten Grad erreicht und ist die biologische Basis für den allgemeinen Glauben an die Freiheit des Willens. All das jedoch macht es außerordentlich viel schwerer festzustellen, welche Tendenzen beim Menschen wirklich primär und angeboren sind. Andere Psychologen haben daher versucht, die Triebe durch Methoden der Introspektion zu studieren und zu klassifizieren, besonders durch Introspektion der Gemütsbewegungen, die gewöhnlich mit ihnen einhergehen. McDougalls vielversprechender Versuch in dieser Richtung führte zu einer Wechselbeziehung von spezifischen Affekten mit spezifischen Instinkten, aber er war auf zu wenig Tatsachenforschung gegründet, um von wirklich praktischem Nutzen zu sein. Ein anderer Versuch, diesen Problemen näher zu kommen, ist eine Kombination dieser zwei Methoden: man richtet die Aufmerksamkeit auf das offenbare Ziel der Triebe, urteilt nach der Richtung des Triebgeschehens. Das ist ungefähr die Haltung der meisten Psychoanalytiker. Man muß hier freilich klar unterscheiden zwischen dem empirisch beobachteten Triebziel und seinem Zweck in irgend einem

teleologischen Sinn. Wenn man diesem Trugschluß verfällt, wird man bald dazu kommen, die Triebe nach ihrem biologischen Wert zu klassifizieren — zum Beispiel ihrem Wert für das Fortleben der Art im darwinistischen Sinne —, ihrem sozialen, ethischen und selbst theologischen Wert.

Es ist Aufgabe der vorliegenden Arbeit, einige der Beiträge zu beschreiben, die die Psychoanalyse zu diesem dunklen Problem gegeben hat, und ich will daher zu meinem eigentlichen Thema kommen. Freud, der Pionier der Psychoanalyse, hat selbst bei weitem den größten Teil dieser Beiträge beigesteuert. Meine Darstellung wird sich deshalb im wesentlichen mit der Entwicklung seiner Ideen zu befassen haben. Lassen Sie mich mit zwei allgemeinen Erwägungen beginnen, die eine Grundlage für die Erklärung dieser Entwicklung bieten.

Zunächst ist zu sagen, daß Freud die Erforschung der Triebe nicht als seine hauptsächliche Lebensaufgabe betrachtete; dies war vielmehr die Aufklärung bestimmter psychischer Phänomene, die problematisch waren und sein Interesse erweckten, vor allem der neurotischen Leiden und des Traumlebens. Sein Studium der Triebe entwickelte sich anfänglich nur gelegentlich der Verfolgung seiner eigentlichen Aufgabe, doch drängte es sich mehr und mehr in sein Gesichtsfeld. Erst in den letzten Jahren, seit dem Kriege, hat es den Vordergrund seines Interesses eingenommen. Obwohl er in seinen früheren Werken unzählige detaillierte Beiträge zu unserem Wissen von den Manifestationen der verschiedenen Triebe, besonders der sexuellen, gebracht hat, wagte er es erst nach dreißig Jahren intensiver Arbeit, Theorien über den Gegenstand aufzustellen. Seine Ansichten sind also sicher nicht eilig oder *a priori* gewonnen, und es wäre gewiß weise, sorgfältige Aufmerksamkeit den Schlußfolgerungen zu widmen, die auf eine so unvergleichliche psychologische Erfahrung wie die seine gegründet sind. Ein anderer Beweis für die empirische Natur seines Ansatzes ist, daß er das gewöhnliche subjektive Verfahren, eine Anzahl von Trieben aufzustellen, immer vermieden hat; er hat es vorgezogen, auf der einen Seite eine sehr minutiöse Detailforschung zu betreiben und andererseits eine sehr allgemeine und großzügige Einteilung vorzunehmen, so oft das für seinen unmittelbaren Zweck notwendig war. Freuds Arbeitsweise bietet hier eine sehr glückliche Verbindung von induktiver und deduktiver Methode für die Annäherung an die Wirklichkeit.

Hiezu kommt, daß Freud, vielleicht durch die Natur seiner Arbeit mit Neurosen, von der Tatsache des Konflikts im menschlichen Leben immer tief beeindruckt war. Wir müssen nur einen Augenblick lang die Welt von heute betrachten, selbst ohne die Lehren der Geschichte zu Rate zu ziehen, um zu verstehen, wie voll gerechtfertigt diese Einstellung ist. Aber Freud

hat die sichtbaren äußeren Konflikte in tiefere Regionen verfolgt, in die eigentliche Natur und das Gefüge der Seele selbst. Für ihn ist vielleicht der auffallendste Zug des menschlichen Seelenlebens der unaufhörliche Konflikt in ihm, mehr noch und besonders in den tiefern Schichten, die er als das „Unbewußte“ bezeichnet. Demnach betrachtet er das Leben im wesentlichen als den Ausdruck des Konflikts nicht nur zwischen Mensch und Mensch, zwischen Nation und Nation, sondern noch mehr zwischen einer Seite der menschlichen Natur und einer anderen, die mit ihr im Kriege ist. Die Begriffe, in denen er in verschiedenen Perioden das Wesen dieses Konflikts formuliert hat, bilden seine Beiträge zur Trieblehre. Wir können verstehen, daß seine Auffassung der Seele eine durchaus dualistische geblieben ist, obwohl sich seine Formulierungen mit der Entwicklung seiner Ideen bemerkenswert verändert haben.

Während der ersten fünfzehn oder zwanzig Jahre seiner Forschungen begnügte sich Freud mit einer sehr einfachen Einteilung der Triebäußerungen. Er hatte sich Schillers wohlbekannte Gegenüberstellung von Hunger und Liebe zu eigen gemacht und schied die psychischen Regungen in zwei Gruppen, je nachdem ob sie die Erhaltung des Individuums oder die Erhaltung der Art zu fördern schienen; dies ist offenbar eine Einteilung auf biologischer Grundlage. Er nannte diese zwei Klassen von Trieben die Ich-Triebe und die Sexualtriebe. Freud betont, daß „die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe ... zum wenigsten auf psychologischem Grunde ruht, wesentlich biologisch gestützt ist“. Er betrachtet sie nur als Arbeitshypothese, als etwas, wovon man ausgehen kann, um die Beobachtungen zu ordnen. Freud entdeckte nun, daß das neurotische Leiden von einem ungelösten Konflikt zwischen diesen zwei Gruppen ausgeht, zwischen unverdrängten Ich-Trieben und verdrängten Sexualtrieben; weitere Forschungen haben die Richtigkeit dieser Ergebnisse voll bestätigt. Ein paar Jahre lang war sein Interesse erfüllt von der Erforschung der verschiedenen sexuellen Regungen, insbesondere der verdrängten unbewußten, die zu jener Zeit wenig verstanden wurden. Seine Funde über die Formen der infantilen Sexualität, ja sogar über deren bloße Existenz, trafen lange auf heftigsten Widerspruch, sind aber jetzt weitgehend akzeptiert und durch spätere Mitarbeiter, Abraham, Ferenczi, mich selbst und andere, erweitert worden.

Freud schrieb zum ersten Male über die Natur der Triebe in seiner Abhandlung „Triebe und Triebschicksale“. Dort führte er die nützliche Unterscheidung ein zwischen dem Ziel eines Triebes — seinem Befriedigungsziel — und dem Triebobjekt, durch das der Trieb sein Ziel erreicht — sei es ein lebendes oder unbelebtes Objekt, der eigene Körper oder der Körper eines anderen. Die Quelle eines Triebes ist immer ein körperlicher Reiz,

und Freud vermutete, daß jede psychische Manifestation von einem physiologischen Prozeß von wahrscheinlich chemischer Natur begleitet ist. Seine Konzeption vom Trieb ist daher keineswegs eine rein psychologische — sie ist eher psychophysiologisch. Freud nimmt ferner an, daß der Unterschied in den seelischen Wirkungen verschiedener Triebe auf die Verschiedenheit in den körperlichen Quellen zurückgeführt werden könne. Beim Sexualtrieb konnte er das im einzelnen zeigen, indem er nicht nur die Gebiete der verschiedenen somatischen Quellen bestimmte — die sogenannten erogenen Zonen —, von denen die Komponenten des Sexualtriebes, die Partialtriebe ausgehen, sondern auch bis in die kleinste Einzelheit verfolgte, wie jeder dieser Partialtriebe zur seelischen Aktivität und besonders zur Charakterbildung beiträgt. Eine der überraschendsten Entdeckungen in der Psychoanalyse war, daß die Art, in der ein Kind saugt, oder das Maß von Interesse, das es dieser körperlichen Funktion widmet, die Bevorzugung vor andern, die spätere seelische Entwicklung dieses Individuums tief beeinflussen kann, bis in sein Temperament und seine (optimistische oder pessimistische) Weltanschauung.

Der Sexualtrieb ist zunächst keine Einheit. Er besteht aus verschiedenen Partialtrieben, die mannigfachen organischen Quellen entspringen. Diese Partialtriebe funktionieren zuerst ganz unabhängig von einander, jeder als wäre er blindlings auf der Suche nach körperlicher Lust und Befriedigung; sie vereinigen sich erst später in der Fortpflanzungsfunktion. Sie beginnen zuerst in Anlehnung an die Ich-Triebe, zum Beispiel den Hunger, mit dem sie Quelle, Ziel und Objekt gemeinsam haben, und nur allmählich emanzipieren sie sich von dieser Verbindung und erlangen ein Eigenleben. Ein Kind saugt zuerst Nahrung ein, bevor es seinen Daumen lutscht und lange bevor es seine Lippen zum Küssen gebraucht.

Freud vergleicht nun die Triebe und ihre Aktivität mit äußern physischen Reizen (und dem dazu gehörigen komplizierten Reflexbogen) und stellt beide Prozesse einander in eleganter Weise gegenüber. Die Reize, die das triebmäßige Geschehen dem Seelenleben zuführt, kommen natürlich aus dem Inneren des Organismus und sind ziemlich beständig in ihrer Aktion, ungleich den diskontinuierlichen Anstößen oder Reihen von Anstößen, die von außen an das Seelenleben herankommen. Aus diesen beiden Gründen kann man mit ihnen nicht in gleicher Weise verfahren wie mit äußeren Reizen, denen man sich einfach zu entziehen vermag. Kein Fluchtversuch hilft. Das Psychische ist angetrieben, die Außenwelt in einer Weise zu beeinflussen, daß sie gezwungen wird, dem Trieb einige Befriedigung zu gewähren und so den störenden Reiz zu beschwichtigen. Wenn das auf direktem Weg unmöglich ist, hat der psychische Apparat verschiedene andere Ver-

fahren gegenüber den Triebreizen zu finden.

Von diesen Methoden ist die einfachste die Verdrängung, die eine Distanz zwischen den Reizen und dem übrigen Seelenleben herstellt. Sie ist verwandt mit der primitiven Reaktion von Rückzug oder Flucht und wahrscheinlich ein Abkömmling davon. Ein sehr wichtiger Mechanismus ist der, die Richtung eines Triebes umzukehren, so daß er sich gegen die eigene Person statt gegen die Außenwelt wendet. Freud beschrieb das zuerst in Verbindung mit gewissen Partialtrieben der Sexualität, aber wir wissen jetzt, daß es noch eine größere Rolle beim Aggressionstrieb spielt. Ein Impuls, der aus diesen beiden Quellen stammt, ist der Sadismus. Er kann wieder gegen die eigene Person gewendet werden; man schöpft dann aus der Unterwerfung oder sogar Selbstquälerei Lust. Ein späteres Stadium dieses Prozesses ist erreicht, wenn ein Objekt in der Außenwelt gesucht wird, das veranlaßt werden kann, den Schmerz und die Unterdrückung aufzuerlegen; die Person hat dann eine sogenannte masochistische Haltung angenommen. Dasselbe Beispiel kann auch benützt werden, um einen dritten Mechanismus zu illustrieren, den der Umkehrung des Triebzieles vom aktiven ins passive oder *vice versa*. Ein anderes Beispiel dafür ist das der Schaulust, die sich aus dem Wunsch zu schauen in den Wunsch angeschaut zu werden verändern kann.

Alle diese Partialtriebe sind in einem hohen Grade plastisch. Sie können nicht nur einander vertreten, sondern auch — wenn nicht der als Fixierung bekannte Tatbestand vorliegt — leicht ein Objekt durch ein anderes ersetzen. Noch bemerkenswerter ist die Tatsache, daß sie in einem gewissen Sinn ihre eigene Natur insoweit verändern können, als sie ein beträchtliches Maß von Befriedigung durch nichtsexuelle Ziele zu erreichen vermögen; diese Möglichkeit ist unter dem Namen „Sublimierung" bekannt. Die Fähigkeit des Sexualtriebs zu Verschiebung und Austausch beeindruckte Freud tief und veranlaßte ihn, eine ähnliche Fähigkeit der anderen Triebe und Gefühle zu postulieren. So spricht er z. B. von Liebe, die sich in Haß verwandelt, oder *vice versa*, und meint damit eine wirkliche Umformung aus dem einen ins andere, nicht ein einfaches Ersetzen des einen durch das andere. Das ist ein Teil seiner Theorie, der einige von uns schwer folgen können, da sie von einem biologischen Gesichtspunkt abzuweichen scheint. Lange Zeit hielt er auch daran fest, daß die Libido, die Energie des Sexualtriebs, bei der Verdrängung in Angst oder Furcht verwandelt werde. Vor einem Vierteljahrhundert vermutete ich, es sei eine wahrscheinlichere Erklärung der Entdeckungen, auf die diese Ansicht gegründet war, daß eine Erregung verdrängter Libido einfach die Angstkomponenten des Ich-Triebs anrege, und vor ein paar Jahren ist Freud selbst dazu gelangt, die Angelegenheit in

dieser Weise zu betrachten. Das ändert natürlich nichts an der wichtigen klinischen Beobachtung, daß krankhafte Angst, der Kern der gewöhnlichen „Nervosität", immer eng mit verdrängter Libido verknüpft ist.

Die zweite Phase in der Entwicklung der Freud schen Ansichten über die Triebe datiert von 1914, als er eine beunruhigende Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus" veröffentlichte. Ich werde gleich erklären, warum ich das Wort „beunruhigend" gebrauche. Selbstliebe erscheint in ihrer reinsten Form in einer sexuellen Perversion, die Havelock Ellis als erster mit dem Namen „narzißtisch" beschrieb, mit Anspielung auf den wohlbekannten Mythus von dem Griechenjüngling, der sich in sich selbst verliebte. Aber es ist leicht, zahlreiche andere Manifestationen derselben Tendenz an deren Stellen aufzudecken. Sie sind zu finden im Größenwahn des Irreseins, in der Aufmerksamkeit, die der Hypochonder seinem Körper zollt, in verschiedenen Beobachtungen, die man leicht an Kindern, an Greisen, an Schwerkranken macht, und schließlich sogar beim Phänomen der normalen Liebe. All diesen Gebieten ist eine bemerkenswerte Reziprozität zwischen der Liebe zu sich selbst und der Liebe zu anderen gemeinsam, zwischen dem, was die Analytiker mit den Termini Narzißmus und Objektlibido bezeichnen; wenn die eine ansteigt, sinkt die andere ab, und *vice versa*. Freud vermutete mit gutem Grunde, daß alle Libido zu Anfang im Ich versammelt ist, daß Selbstliebe der Anfang aller Liebe ist. Wenn sie nach außen strömt, nennen wir das Objektliebe, Liebe zu anderen Objekten als dem Ich. Daß sie unglücklicherweise wieder zurückfluten kann, noch einmal in das Ich zurückgezogen werden kann, ist eine hinlängliche bekannte Tatsache. In den meisten Ehen gibt es später Zeiten, wo ein Gefährte dem anderen vorwirft, daß er (oder sie) nicht mehr so sehr liebe wie früher, daß er (oder sie) „selbstsüchtig" geworden sei. Und, wie oben angedeutet, gibt es viele typische Situationen im Leben, wie in der Krankheit, nach einem Unfall, im Alter usw., in denen die Tendenz, sich in Beschäftigung mit sich selbst und Selbstliebe zurückzuziehen, vordringlich wird.

Der Grund nun, warum ich Freuds Aufsatz über Narzißmus beunruhigend nenne, ist der, daß er der Triebtheorie, mit der die Psychoanalyse bisher gearbeitet hatte, einen unangenehmen Stoß versetzte. Die Beobachtungen, auf die der neue Begriff des Narzißmus begründet war, waren so unverkennbar und leicht bestätigt, daß wir ihn uneingeschränkt zu akzeptieren hatten, aber es war sofort klar, daß etwas mit der Theorie geschehen müsse, an die wir gewöhnt waren. Denn wenn das Ich selbst libidinös besetzt war, sah es so aus, als ob wir seinen prominentesten Zug, den Selbsterhaltungstrieb, als einen narzißtischen Teil des Sexualtriebs anzusehen hätten. Gegner der Psychoanalyse hatten immer eine Hälfte der unbewußten Konflikte über-

sehen, auf die Freud soviel Aufmerksamkeit gelenkt hatte, und hatten ihn *tout court* beschuldigt, alles auf die Sexualität zurückzuführen, nichts anderes in der Seele zu sehen als Sexualität. Sie wurden allerdings durch die Tatsache unterstützt, daß zu dieser Zeit die meisten von Freuds Entdeckungen sich im Gebiete der verdrängten sexuellen Regungen bewegt hatten und sehr wenige in der anderen Hälfte der Seele. Aber er konnte leicht erwidern, daß sein Hauptpunkt die Tatsache eines Konflikts zwischen sexuellen und nicht sexuellen Regungen war, eine „*fifty-fifty*"-Ansicht der Seele. Nun allerdings, da das Ich selbst als libidinös betrachtet werden mußte, hatten die Kritiker nicht von Anfang an recht, wenn sie sagten, Freud führe „alles auf die Sexualität zurück"? Und was war aus seinem berühmten Konflikt geworden? Gewiß konnten die Psychoneurosen, sein eigentliches Forschungsgebiet, auch weiter auf Grund der Konflikttheorie beschrieben werden; es wäre denn ein Konflikt zwischen narzißtischer und Objektliebe. Aber hieß das, daß der einzige Konflikt der zwischen zwei Formen des Sexualtriebs sei, daß es keine andere Konfliktquelle im Psychischen gebe? Diese und ähnliche Fragen erfüllten unsere Gedanken, gerade als der Weltkrieg ausbrach, und Freud war nicht imstande, irgend eine Antwort darauf zu geben, ehe der Krieg beendet war.

In der Tat war der Fall nicht so ernsthaft, wie ich ihn jetzt geschildert habe, und das trügerische meiner Darstellung liegt offen zutage. Wenn man sagt, es besteht Grund zu der Annahme, daß das Ich stark mit Libido besetzt ist, so ist das sichtlich nicht dasselbe, wie wenn man behauptete, es bestehe aus nichts anderem. Verschiedene andere Möglichkeiten blieben offen. Und die Kritiker waren ganz im Unrecht mit ihrer Behauptung, Freud ziele auf eine libidomonistische Auffassung der Seele ab. Im Gegenteil, er war so zäh dualistisch wie je. Aber er wurde sehr dazu gedrängt, eine Seite des Konflikts zu demonstrieren, irgendwelche nicht narzißtischen Komponenten des Ich zu definieren. Seine wissenschaftliche Laufbahn hatte einen scheinbaren Rückschlag erfahren, keineswegs zum ersten Male.

Die Schwierigkeit, die ich eben beschrieben habe, spornte Freud nur zu weiteren Forschungen an, und der nächste Angriffspunkt wurde durch die Natur des Gegenstandes bestimmt. Der Boden für die Untersuchung der Konflikte zwischen Trieben und damit für die Feststellung der Natur der Triebe war weitgehend gerodet worden durch die ins einzelne gehende Arbeit an der einen, der sexuellen Seite des Konflikts. Wie war es nun mit der anderen Seite, über die man bisher so wenig erfahren hatte? Die klinische Psychoanalyse war so geschäftig an dieser Seite vorübergegangen, um die verdrängten sexuellen Regungen zu erreichen, daß sie sie größtenteils einfach als ein Hindernis in ihrer Arbeit ansah und sie gewöhnlich als einen „Wider-

stand" bezeichnete. Jetzt war es an der Zeit, diese Widerstände näher zu prüfen. Freud hatte sie gleichsam nebenbei als moralische und ästhetische Haltungen bezeichnet, die der Rohheit der Sexualität entgegengesetzt waren, aber es war jetzt nötig, sie näher zu definieren und etwas über ihre Quellen zu erfahren.

Sonderbar genug, eines der ersten Dinge, die über diese moralische und ästhetische Einstellung gefunden werden sollten, war wieder ihre libidinöse Komponente, natürlich eine narzißtische. Indem Freud der Entwicklung der narzißtischen Libido nachspürte, fand er, daß sich die primitive Selbstliebe entweder in Objektliebe oder in eine Form der Liebe verwandeln konnte, die noch mit dem Ich verbunden, nichtsdestoweniger aber sehr verschieden von einfacher Selbstliebe war. Sie wurde dann auf das gerichtet, was er das Ichideal nannte: nicht das Selbst, wie es ist, sondern das Selbst, wie die Person es gern haben möchte. Hier begegnen wir der in Frage stehenden moralischen und ästhetischen Einstellung. Denn wenn wir fragen, warum die Person ein Bild von sich selbst lieben sollte, wie sie gern sein möchte, nicht wie sie wirklich ist, bemerken wir bald, daß ihr Bild eine Verbesserung der Wirklichkeit gerade in moralischer und ästhetischer Hinsicht ist. Das Ichideal ist tatsächlich beinahe dasselbe wie das uns vertraute Gewissen oder repräsentiert wenigstens eine wichtige Seite davon. Ferner findet man, wenn man die Genese dieses Bildes des Ichideals psychoanalytisch studiert, unschwer seinen Ursprung in der Haltung des Kindes gegenüber seinen Eltern. So wie das Kind seine Eltern zugleich fürchtet und liebt, so entwickelt es eine Mischung von Furcht und Liebe ihren Geboten und Verboten gegenüber, zu dem Ideal eines Betragens, das sie vor dem Kind aufrichten. Und so wie der Maßstab, den die Eltern einschärfen, gewöhnlich den übersteigt, an den sie sich in ihrem eigenen Leben halten, so übersteigt des Kindes Ichideal an Erhabenheit das Bild seiner wirklichen Eltern. Das ist so sehr der Fall, daß das Kind unter gewissen Bedingungen es später nötig finden wird, seine idealistische Haltung an vollkommenere Gestalten als seine Eltern anzuschließen, an geschichtliche Helden, an Heilige oder an die vollkommensten Gestalten überhaupt, die göttlichen.

Ein wichtigerer Schritt wurde getan, als Freud entdeckte, daß viele Widerstände, und unter ihnen die stärksten, unbewußt sind. Diese Entdeckung veranlaßte ihn, die einfache Hypothese zu revidieren, in der der Konflikt zwischen dem Ich und dem Verdrängten als eine Antithese zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten dargestellt war; es galt, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß ein wichtiger Teil des Ichs selbst unbewußt ist. Was uns jedoch hier interessiert, ist, daß das Ichideal sich auch gleichsam in das Unbewußte erstreckt, wenn eine solche topische Analogie statthaft ist.

Noch interessanter ist die Tatsache, daß sich der unbewußte Anteil des Ichideals, den Freud das Über-Ich nennt, bemerkenswert vom bewußten Anteil unterscheidet. Der Anteil der Liebe, der in dem mehr bewußten Ichideal so offenbar ist, tritt im unbewußten Über-Ich ganz zurück hinter Furcht und Strenge. Die Feinstruktur des Über-Ichs ist, genetisch betrachtet, in mancher Beziehung dunkel und schwer zu enträtseln. Doch besteht kaum ein Zweifel darüber, daß es im wesentlichen als Hilfe für das Ich in seiner Angts vor den primitiven (verdrängten) Impulsen gegen die Eltern entsteht. Die Verbote der Eltern werden verinnerlicht und bilden so die ersten Ansätze des künftigen Gewissens; sie werden gegen das Ich des Kindes gerichtet, gerade so wie jene Verbote es waren. Es ist, als ob eine innere Stimme sagte: „Zügle diese verbotenen Regungen, oder ich werde dich streng bestrafen." Die Strafen sind die gleichen, die man von den Eltern befürchtete; es macht keinen Unterschied, ob diese in Wirklichkeit je mit diesen Strafen gedroht hatten oder nicht. Das Über-Ich ist deshalb zum großen Teil die Einverleibung der Vorstellung von den strengen Eltern.

Der wichtigste Zug des Über-Ichs ist seine außerordentliche Strenge und sogar Wildheit. Sie ist so groß, daß die frühe Angst des Ichs vor dem primitiven Regungen oft durch die Angst vor dem finsteren Über-Ich abgelöst wird, durch die Angst gerade vor jener Institution, die ursprünglich aufgebaut wurde, um das Ich vor Angst zu schützen. Es wurde bald bemerkt, besonders von Londoner Analytikern, daß die Strenge des Über-Ichs nur teilweise aus dem Verhalten der Eltern zum Kinde hergeleitet werden kann. Das Über-Ich übertrifft dieses bei weitem an Wildheit; das ist offenkundig der Fall, wenn die Eltern in Wirklichkeit nachgiebig und sanft sind. Die wilden Eigenschaften des Über-Ichs können somit nur von etwas im Kinde selbst herrühren, das nachher auf ein Phantasiebild von den Eltern projiziert und sodann in einem neuerlichen Prozeß einverleibt wurde.

Eingehende analytische Studien, die durch die von Melanie Klein und anderen an kleinen Kindern durchgeführten Untersuchungen eindrucksvoll bestätigt sind, haben viel Licht auf die Quellen dieser Strenge geworfen und zu dem Begriff eines primitiven Aggressionstriebs von nicht sexuellem Charakter geführt. Hier ist also schließlich etwas, das der sexuellen Seite der seelischen Konflikte gegenübergestellt werden kann. Bevor wir näher darauf eingehen, werden wir etwas zurückgreifen müssen.

Freud veröffentlichte seinen Entwurf vom Über-Ich, der so viel Licht brachte, in einem Buch, das 1923 erschien. Aber, seltsam genug, er war nicht durch die Auffassung und die Untersuchungen, die ich eben skizziert habe, zu seiner jetzigen Ansicht von der Dualität des seelischen Gefüges gelangt. Drei Jahre früher hatte er in einem Buch „Jenseits des Lustprinzips" eine

ganz unerwartete Lösung des Dilemmas gegeben, das er 1914 geschaffen hatte. Er gelangte zu dieser Lösung durch einen sehr abstrakt theoretischen Gedankengang, dessen Kern ich im folgenden darzustellen versuchen will. Er hatte versucht zu sehen, ob alle seelischen Prozesse dem großen Lust-Unlust-Prinzip unterworfen seien, und was der Hauptzweck und die Funktion dieses Prinzips sei. Die erste Frage beantwortete er verneinend. Gewisse Beobachtungen, besonders des Traumlebens, des Kinderspiels und des Verhaltens der Patienten während der Analyse, führten ihn dazu, ein zweites archaischeres regulatives Prinzip neben dem bekannten Lust-Unlust-Prinzip zu postulieren. Er nannte das ältere Prinzip den Wiederholungszwang, die blinde Tendenz, frühere Erfahrungen und Situationen zu wiederholen, ganz unabhängig von irgend einem Gewinn von einem Lust-Unlust-Standpunkt aus. Und er beurteilte die Funktion des Lust-Unlust-Prinzips dahin, daß sie einer Tendenz entspräche, psychische Spannung zu vermindern oder wenigstens auf einem möglichst konstanten Niveau zu halten.

Beiden Prinzipien gemeinsam ist ihre konservative Natur. Beide leisten der Störung eines früheren Zustands Widerstand und versuchen, die Wirkung störender Reize zu vermindern oder aufzuheben. Das Lust-Unlust-Prinzip versucht, die Spannung abzuschwächen, die durch solche Reize hergestellt worden ist, während der Wiederholungszwang einfach versucht, die frühere Lage wiederherzustellen. Aber, wie wir gleich sehen werden, befassen sich die beiden Prinzipien mit verschiedenen Reizgruppen. An dieser Stelle fiel es Freud auf, daß er auf eine wesentliche Eigentümlichkeit unseres Trieblebens gestoßen war. Erinnern wir uns daran, daß er die Tätigkeit der Triebe als inneres Reizgeschehen beschrieben und der Wirksamkeit äußerer Reize gegenübergestellt hatte. Sein neuer Gedanke war nun, daß es die Triebe selbst sind, die für den Wiederholungszwang verantwortlich sind, daß die wesentliche Charakteristik der Triebe ihre konservative oder, besser, regressive Natur ist, die Funktion, die sie in der Wiedereinsetzung eines früheren Zustands erfüllen. Er verglich dies mit der Wanderung der Lachse und anderer Fische — es trifft auch für Vögel zu —, die wir uns nur durch die Annahme erklären können, daß sie archaische Situationen wiederholen, auch solche, die heute nicht mehr günstig sind. Er vermutete, daß starke äußere Reize, deren Wirkungen später verinnerlicht wurden, die Instinkte zuerst ins Leben gerufen hätten. Die Instinkte sind dann dazu da, um diesen Reizen zu begegnen, ihre Wirkung aufzuheben und den Organismus so weit wie möglich wieder zu seinem ursprünglichen Zustand zurückzuführen. Wenn künftige biologische Forschung diese Hypothese der Regression bestätigt, wird sie sich bestimmt als eine fundamentale Vermehrung unserer Kenntnisse von der Natur und Bedeutung der Instinkte erweisen. Das Lust-

Unlust-Prinzip spielt auf einem höheren Niveau, in einem späteren Stadium, da es sich vor allem mit den Reizen befaßt, die durch die Wirkung der Triebe entstehen; es versucht, diese Reize auf eine Art zu regulieren, die am ehesten Befriedigung bringt. So arbeitet das ältere Prinzip an der Dämpfung äußerer Reize und das spätere Prinzip an der Dämpfung der inneren Reize, die durch das ältere Prinzip hervorgerufen wurden.

Freud hat die seltene Eigenschaft, zugleich ein vorsichtiger und ein kühner Denker zu sein. Im vorliegenden Falle äußerte sich die zweite Eigenschaft in sehr eindrucksvoller Weise; er zögerte nicht, die letzten möglichen Konsequenzen aus seiner Hypothese zu ziehen: wenn das Ziel der Triebe die Rückkehr zu einem früheren Zustand ist, dann muß eine Tendenz zur Rückkehr in den frühesten Zustand überhaupt, in das unbelebte Sein bestehen. So ist der Tod also kein unglücklicher Zufall. Das Leben selbst führt seinem Wesen nach zum Tode, zielt sogar darauf ab, den Tod herbeizuführen, wenn auch auf einem gewundenen und verwickelten Wege. Das Ziel des Lebens ist Friede, als letztes Ende der Friede, den die Auflösung des Organischen in das Anorganische verschafft. Dissimilation hat das letzte Wort vor Assimilation.

Freud erörterte nun fürs erste, ob diese radikale Folgerung auf alle Triebe zutreffen könne; aber er entschied, daß es mit den Fortpflanzungstrieben, deren Ziel es ist, durch Zurückkehren zum Beginn des Lebens mit dem Leben wieder neu zu beginnen, anders sein müsse. Wenn es auch für diese Triebe zutrifft, so kaum im gleichen Sinne; denn wenn ihr Ziel der Tod ist, ist er das auf einem so ewig-fernen Wege, daß man nicht gut in irgendeinem individuellen Zusammenhang davon sprechen kann.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang den Fortpflanzungstrieb ein wenig näher. Es ist vielleicht bei diesem Trieb offenbarer als bei jedem andern, daß er ständig eine frühere Form des Daseins hervorbringt, indem er eine befruchtete Zelle schafft, aus der das Leben neu beginnt. Aber er vollbringt das in eigentümlicher Art, indem zwei Einzelzellen im Paarungsakt zur Vereinigung gebracht werden. Und dieser Drang zur Vereinigung des Fleisches ist sicher das vordringlichste Merkmal aller sexuellen Aktivität: Vereinigung ist vor allem ihr Ziel. Von diesem Gesichtspunkt aus fühlte sich Freud berechtigt, die neuschaffende Funktion des Sexualtriebs, seine Tendenz, immer wieder von neuem anzufangen, mit seiner Funktion, zu vereinigen und zu verbinden, zusammenzubringen. Er identifizierte also die Libido, eine rein klinische Bezeichnung, mit dem Eros der Poeten und Philosophen, dem Prinzip, das schafft, bindet und das ganze Leben erhält. Er erweiterte sogar seinen Libidobegriff auf den übrigen Körper durch die Behauptung — die allerdings durch klinische Befunde unterstützt wird —,

daß jede Zelle im Körper eine libidinöse Besetzung habe, die eine wichtige Rolle in seiner Lebensgeschichte spiele.

Das Ergebnis dieses Gedankengangs ist nun, daß Freuds letzter Dualismus die Teilung der Seele in zwei Triebgruppen ist, die er Lebenstriebe und Todestriebe nannte — oder Eros und Thanatos, wenn man griechischen Namen den Vorzug gibt. Der Klarheit wegen will ich in einem Satz die drei Stadien in der Entwicklung von Freuds Gedanken über die Dualität der Triebe wiederholen. Das erste war der Gegensatz zwischen sexuellen und Ich-Trieben; das zweite der Gegensatz zwischen Objektliebe oder alloerotischer Libido und Selbstliebe, narzißtischer Libido; und das dritte ist der Gegensatz zwischen Lebens- und Todestrieben, zwischen Eros und Thanatos.

Soweit gut. Aber nun kam Freud zu einer weiteren Schwierigkeit. Wie konnte man die zahllosen Manifestationen des seelischen Lebens dem einen oder anderen dieser Triebe genau zuteilen? Eros war sichtbar und hörbar genug; wie Freud es ausdrückt, „der Lärm des Lebens geht meist vom Eros aus". Aber was für bekannte psychische Phänomene kann man unmittelbar als Äußerungen des Thanatos erkennen? Freud war zuerst sehr in Verlegenheit, diese einfache Frage zu beantworten. Er war anfangs geneigt, die Stimme des Thanatos als stumm zu betrachten, den Todestrieb für ein immanentes Prinzip oder eine Kraft zu halten, die ihren Willen unerbittlich, aber dennoch unsichtbar durchsetzt. Wenn das die Antwort wäre, würde sie, selbst wenn sie wahr wäre, nicht sehr aufklärend sein, noch könnte man sich vorstellen, daß sie in der Psychologie praktisch große Tragweite habe.

In diesem ziemlich kritischen Zeitpunkt fiel es Freud ein, die zwei Arbeitsrichtungen, die ich skizziert habe, zusammenzubringen: die rein theoretische, die zu dem Entwurf eines dem Lebewesen innewohnenden Todestriebes führte, und die analytischen Einzeluntersuchungen über das Über-Ich mit ihrer Enthüllung eines erschreckend mächtigen Aggressionstriebs. Wie, wenn sich beides als das nämliche erweisen sollte, wenn dieser sehr sichtbare Aggressionstrieb der gegen die Außenwelt gewendete Todestrieb wäre, der ursprünglich an der Zerstörung des Individuums gearbeitet hatte? Die Wendung des Triebes von innen nach außen bietet keine Schwierigkeit, da wir mit einer ähnlichen Veränderung der Richtung bei einem nah verwandten Trieb vertraut sind; ich verweise auf die früher erwähnte Wandlung von Auto-Sadismus zu Masochismus. Und wir können einen ähnlichen Wandel in Verbindung mit Todeswünschen selbst anführen. Es ist wohlbegründet, daß Selbstmord das Ergebnis von Mordwünschen gegen Objekte in der Außenwelt ist, die dann nach innen gegen die eigene Person gewendet wor-

den sind.

Ich habe nun die Trieblehre dargelegt, an der Freud zur Zeit festhält, und möchte Sie erinnern, daß sie aus drei Elementen zusammengesetzt ist: aus zwei Voraussetzungen und einer Folgerung. Die Voraussetzungen sind das Vorhandensein einer positiven Tendenz zur Selbstzerstörung und eines nach außen gerichteten Aggressionstriebs; die Folgerung ist, daß diese beiden identisch sind. Wenn die biologische Forschung Freuds Schlüsse bestätigen sollte, würde das seinen geistvollen Gedankengang glänzend rechtfertigen, und seine Theorie würde einen fundamentalen Fortschritt in unserer Kenntnis der Triebe darstellen. In einem etwas ähnlichen Falle wurde schon erwiesen, daß er im Recht war: als er behauptete, daß die sichtbaren Widerstände, die Patienten gegen das Aufdecken des Unbewußten zeigen, identisch seien mit der unsichtbaren inneren Verdrängung des Unbewußten. Allerdings besteht ein Unterschied zwischen den beiden Fällen; dort schloß er vom Sichtbaren auf das Unsichtbare, hier, beim Todestrieb, begann er beim Unsichtbaren und wandte es dann auf das Sichtbare an. Die Beweisführung ist im zweiten Fall kühner und würde deshalb eine größere Leistung darstellen, wenn sie bestätigt wäre.

Viel bleibt jedoch noch übrig, bevor das getan werden kann. Die Theorie hat, vielleicht ob ihrer abstrakten Tiefgründigkeit, außerhalb des Kreises der Psychoanalytiker nicht viel Aufmerksamkeit und innerhalb dieses Kreises geteilte Aufnahme gefunden. Manche Kritik ist ihr gewidmet worden, und bei den Analytikern, die sie vollständig akzeptiert haben, ist man nicht sicher, wieviel von ihrer Einstellung durch das Prestige des Autors verursacht ist. Achtungsvolles Anhören ist eines, unkritische Zustimmung ein zweites. Die Theorie ist gewiß noch nicht als integrierender Bestandteil der Psychoanalyse anzusehen; sie ist eher ein persönlicher Gedankengang als eine direkte Folgerung aus verifizierbaren Daten. Freud selbst legte die Theorie in außerordentlich vorsichtiger Form vor und bemerkte, er finde es schwer zu sagen, wie weit er selbst daran glaube; doch habe ihn der Gedankengang gefesselt. Seit damals hat er sie entschlossener in seine allgemeine Vorstellung der menschlichen Seele einverleibt, obwohl er kürzlich bei Erwähnung des Todestriebs zugab, daß „seine Annahme wesentlich auf theoretischen Gründen beruhe".

Von den drei Stufen der Theorie ist die erste, die angeborene Tendenz zum Tode, am wenigsten gesichert, weil es so schwer ist, sie direkt zu verifizieren. So überraschend sie ist, es gibt im zeitgenössischen Denken viel, das damit in Einklang steht, und eine sehr ähnliche Hypothese ist von einem hervorragenden Biologen, Ehrenberg, aufgestellt worden. Durch die Popularisierung der kosmischen Physik in jüngerer Zeit ist der zweite Haupt-

satz der Thermodynamik mit seinem düstern Ausblick ein Stück allgemein vertrauter Kenntnis geworden, und man hat versucht, das Stabilitätsprinzip von Spencer, Fechner und Petzoldt daraus abzuleiten. In seinen modernen Form ist dieses Prinzip als Entropiegesetz bekannt; es entsteht die Frage, ob die Regulierung der psychischen Spannung, die Freud als Funktion des Lust-Unlust-Prinzips erkennt, mit dem physikalischen Entropiegesetz in Verbindung gebracht werden kann.

Mehrere Psychoanalytiker haben kritische Prüfungen von Freuds Theorie veröffentlicht; die eingehendst durchgearbeitete ist von Bernfeld und Feitelberg. Diese Autoren sehen keinen Grund, die oben gestellte Frage zu verneinen — sie bezeichnen es als „denkbar" —, aber sie unterscheiden zwischen dieser Folgerung Freuds über das Lust-Unlust-Prinzip und seinen weiteren Spekulationen über ein angeborenes und aktives Hinstreben zum Tode, das er daraus ableitete. Ob nun das Lust-Unlust-Prinzip im Dienste eines solchen Strebens steht oder nicht — weder für noch wider scheint es einen direkten Beweis zu geben —, so kann doch keinesfalls ein Konflikt zwischen zwei Tendenzen wie Eros und Thanatos in der Sprache des Entropiesatzes dargestellt werden; oder, wie unsere Autoren es ausdrücken: „In der biologisch-physikalischen Fassung des Todestriebes (für die sie den Namen „Nirwana-Prinzip" reservieren möchten) ist für den Eros kein Raum". Die Schlußfolgerungen aus ihren Untersuchungen decken sich nicht mit den Freudschen. Denn während Bernfeld und Feitelberg keinen Widerspruch finden zwischen seiner Ansicht vom Lust-Unlust-Prinzip und den Prinzipien der Physik, finden sie nichts, um das Nirwana-Prinzip zu stützen, das Freud mit diesen verbindet, und erklären entschieden, daß der Konflikt, den er postuliert, keine Beziehung zu den Fundamentalprinzipien der Physik habe. Dieser müsse daher auf eigenen Füßen stehen und ausschließlich als ein — psychologisches oder biologisches — Gesetz der Lebenserscheinungen betrachtet werden. Ob eine positive Tendenz zur Selbstvernichtung besteht, die durch die Lebenstriebe in Schach gehalten wird, oder ob, wie allgemein angenommen, die Lebenstriebe nur eine gewisse Macht haben, den komplizierten Prozeß, Materie in einer „lebenden" Form zu bewahren, im Gange zu erhalten, und sich früher oder später erschöpfen, ist ein Problem, über das wir von biologischen und physiologischen Forschungen Aufklärung hoffen dürfen. In der Zwischenzeit wäre es verfrüht, in psychologischer Sprache ein biologisches Prinzip oder eine Tendenz auszudrücken, die nicht auf physiologischem Gebiet bewiesen ist.

Ein verfrühtes Biologisieren in der Psychologie ist im vorliegenden Falle umso mehr abzulehnen, als es leicht Verwirrung verursachen kann. Freud selbst ist sich der spekulativen Natur seines Gedankengangs wohl bewußt

und unterscheidet sehr sorgfältig zwischen diesen philosophischen Ansätzen und irgendeiner möglichen klinischen Anwendung davon. Manche seiner Anhänger sind jedoch durch die Mehrdeutigkeit der Worte verleitet und glauben, vom Nirwana-Prinzip der Entropie zu sprechen, wenn sie sich nur auf vertraute klinische Beobachtungen von Todeswünschen beziehen, die gegen andere oder gegen die eigene Person gerichtet sind. Das sind aber verschiedene Dinge, und die Kluft zwischen den beiden muß noch überbrückt werden. Von irgendeinem möglichen Nirwana- oder Thanatos-Prinzip der Biologie, das mit dem Entropiesatz in Verbindung gebracht wird, von einem stummen Prinzip, das vollendetem Frieden zustrebt, überzugehen zu der stürmischen Aggressivität, die das Seelenleben durchwirbelt, heißt von einer Welt in eine ganz andere übergehen; und nur wenige konnten sich wirklich entschließen, diese Gegensätze mit einander zu identifizieren.

Das führt uns zum Abschluß zum Problem der sogenannten Aggressionstriebe; man postuliert ihre Existenz auf Grund einer Mannigfaltigkeit von Phänomenen, für die je nach den Umständen Worte wie Streitbarkeit, Grausamkeit, Haß, Feindseligkeit, Zerstörungslust, Animosität, Todeswünsche usw. angewendet werden können. Es ist fürs erste nicht klar, wie das Wesen des hier gemeinten zu bezeichnen ist. Der Ausdruck „aggressiv" (wörtlich: „vorrücken gegen") bedeutet gewöhnlich angreifen, aber er muß nicht Haß oder gar Feindseligkeit einschließen. In Amerika zum Beispiel wird ein energischer Ladengehilfe ein aggressiver Verkäufer genannt, und eine so friedensliebende Vereinigung wie The Home Counties Union of Women's Liberal Associations benützt als ihre Telegramm-Adresse das anregende Wort „aggressiv". Und ich erinnere mich wohl der Kritik, die Psychoanalytiker vor langer Zeit übten, als Adler den Begriff eines selbständigen Aggressionstriebs aufstellte. Sie wiesen darauf hin, daß Aggressivität ein Gattungsattribut aller Triebe in ihrer Tätigkeit sei und so kaum ein Zeichen irgendeines bestimmten Triebes sein könne.

Es ist schwer zu sagen, ob das Ziel dessen, was wir Aggressionstrieb nennen, einfach die Vernichtung des Objekts ist, gegen das es gerichtet ist. Einerseits finden wir dieses Ziel zuzeiten bei erotischen Aktivitäten, wie z. B. in gewissen Stadien der Oralerotik; andererseits mag ein Mensch, weit entfernt, Vernichtung zu wünschen, eine dauernde Bindung zwischen sich und einem gehaßten Feinde fühlen; es ist dies eine seltsame, in der Literatur oft beschriebene Tatsache. Wie dem auch sei, die Tatsachen, auf die sich der Terminus bezieht, sind grausig genug. Wir wissen aus der Psychoanalyse der Erwachsenen und noch ausführlicher aus Melanie Kleins Analysen kleiner Kinder, daß feindselige Phantasien wie Beißen, Zerreißen und Vernichten anderer Leute, ursprünglich der Eltern, eine Rolle im Unbewußten

spielen, die schwer zu überschätzen ist. Man hat das Gefühl gehabt, daß gangbare Moden in der Anthropologie in Widerspruch mit den Lehren der Psychoanalyse seien — meiner Meinung nach war das nicht notwendigerweise der Fall —, aber an dieser Stelle ist der Meinungsunterschied unverkennbar. Denn viele moderne Anthropologen lehren, daß der Mensch ursprünglich ein friedliches Tier war, auf das erst in historischen Zeiten eine Neigung zu Krieg und Zerstörung gekommen ist. Psychoanalytische Erfahrung widerspricht entschieden dieser bequemen Meinung. Sie lehrt, daß die Aggressivität, die die Welt zu einem so unbändigen und aufregenden Aufenthalt macht, zu den tiefsten Elementen in der Natur der Menschen gehört, und sie verweist auf die einfache jedem Kindermädchen vertraute Tatsache, daß das Kind in den ersten Monaten seines Daseins auf das Leben weit eher mit Haß als mit Liebe reagiert.

Der nosologische Zustand dieses Triebs ist nichtsdestoweniger keineswegs klar. Freud spricht von einer „angeborenen Neigung des Menschen zum ‚Bösen', zur Aggression, Destruktion", und wenn das Gewicht auf das Wort „Neigung" gelegt wird, könnte kein Analytiker die Behauptung anzweifeln, da nichts tatsächlich erscheinen könnte, wenn es nicht eine Neigung dazu gäbe. Schwieriger ist die Frage, ob sich eine solche Tendenz je spontan und in reiner Form ausdrückt. Das heißt, würde irgend jemand, Kind oder Erwachsener, je einen Angriff machen mit der Absicht zu zerstören, wenn nicht der Impuls entweder mit einem erotischen verknüpft wäre, wie es stets beim Sadismus der Fall ist, oder eine Reaktion auf eine Entsagung oder Entbehrung wäre, die er unerträglich findet? Diese Verknüpfungen sind außerordentlich häufig. Versagung, äußere oder innere, ist ein Stand der Dinge, der von der Wiege bis zum Grabe gegenwärtig ist, und er erweckt immer eine Neigung zu gewalttätigem Widerspruch — ob man ihr nun widerstehe oder nicht. Die Fähigkeit, Entbehrung mit innerem Gleichmut zu ertragen, ist selten in hohem Maße entwickelt, und ein aggressives Bestehen auf Erfüllung der Wünsche wird zum magischen Zwang, obwohl der Impuls freilich gehemmt oder durch eine Reaktionsbildung ersetzt werden kann. Ferner ist die Erotisierung aggressiver Triebe ein bemerkenswert allgemeiner Prozeß, der zu der vielfältigen Verwicklung des Lebens beiträgt. Aus diesen Gründen ist es außerordentlich schwierig, eine spontane Aktivität des Aggressionstriebes isoliert zu entdecken; auch ich weiß von keinem unzweideutigen Beispiel.

Wir wollen nun zusammenfassen, was ich über Freuds letzte Theorie gesagt habe. Es ist charakteristisch für ihn, seiner Generation vorauszueilen. Manchmal sind wir imstande, ihn sozusagen einzuholen und seine Schlüsse selbst nachzuprüfen, manchmal auch nicht. Der vorliegende Fall kann einer

von denen sein, wo seine kühne Einbildungskraft ihn dazu geführt hat, den festen Boden zu verlassen und zu schreiten, wohin andere Forscher ihm nicht folgen können. Nur weitere Kenntnis kann das entscheiden. Eines ist sicher: wenn ein verläßlicherer Weg in dieser Dunkelheit gezeigt werden könnte, wäre er der erste, seine Schritte dorthin zu lenken. Starrheit und Dogmatik sind seiner Natur fremd. Inzwischen kann der rein psychologische Teil seiner letzten Theorie als gesichert angesehen werden: daß unser Leben aus nichts anderem besteht als aus einem Kampf zwischen Liebe und Haß.

Zur Entwicklung und Problematik der Triebtheorie[1]

Von
Edward Bibring
Wien

Die folgenden Ausführungen beabsichtigen, in vereinfachten Zügen einen kurzen Überblick über die Entwicklung der psychoanalytischen Triebtheorie zu geben, wie sie hauptsächlich in den entsprechenden Werken Freuds niedergelegt ist. Es wäre verlockend gewesen, die gesamte psychoanalytische Literatur zu diesem Themenkreis zu verarbeiten, doch hätte dies die Darstellung zu sehr kompliziert. So wurde nur gelegentlich auf einzelne Arbeiten anderer Autoren Bezug genommen. Bei der Darstellung wurde, mit einer Ausnahme beim vierten Schritt der Theorieentwicklung, die historische Reihenfolge gewahrt. Dies gilt natürlich nicht für die Ausführung im einzelnen. Ehe ich auf das eigentliche Thema eingehe, sei eine kurze Einteilung des speziellen Wissensgebietes, von dem die Triebtheorie nur einen Teil ausmacht, gegeben.

Eine psychoanalytische Trieblehre umfaßt zwei Hauptteile: Die allgemeine und die spezielle Trieblehre. Die allgemeine hat neben dem Begriff des Triebes die Triebtheorie im engeren Sinne, also die Frage nach Zahl und Art der Triebe, nach den Kriterien der Einteilung sowie nach ihrer Begründung und ihren Leistungen zu behandeln; ferner die Transformationslehre, d. h. die Frage nach der Veränderbarkeit der Triebe und die Regeln und Gesetze, denen diese Veränderungen (teilweise identisch mit den sogenannten Triebschicksalen) folgen; schließlich die mit der energetischen Auffassung der Triebe zusammenhängenden Begriffe und Probleme. Die spezielle Trieblehre stellt die ontogenetische Entwicklung der Triebe, die hier notwendigen Begriffsbildungen und sich ergebenden Probleme dar. Ich beschränke mich hier auf die allgemeine Trieblehre und von dieser hauptsächlich auf die Triebtheorie im engeren Sinne des Wortes.[2] Diese ist auch der hauptsächlichste Gegenstand der analytischen Triebliteratur der letzten Jahre.

Der Übersicht halber sei ein kurzer Abriß der Entwicklung der Triebtheorie vorausgeschickt.

Eine Triebtheorie kann monistisch, dualistisch oder pluralistisch sein. Eine

1) Teilweise veränderte und ergänzte Wiedergabe zweier in der Prager Psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft am 10. und 11. November 1934 gehaltener Vorträge.

2) Eine ausführliche Darstellung des gesamten Problemgebietes wird Aufgabe einer vom Verfasser vorbereiteten größeren Arbeit sein.

pluralistische Triebtheorie ist in der Psychoanalyse bisher nicht aufgestellt worden; Ansätze zu einer trialistischen Triebtheorie finden sich bei Federn und Edoardo Weiss. Monistisch ist die Trieblehre von Jung sowie vielleicht die Alfred Adlers, doch liegen beide außerhalb der Psychoanalyse. Innerhalb der psychoanalytischen Literatur wird eine monistische Trieblehre von Reich vertreten. Ansätze zu einer solchen finden sich auch in den jüngsten Ausführungen von O. Fenichel. Von beiden soll später die Rede sein.

Die Freudsche Triebtheorie war von Anfang an dualistisch und ist es trotz allen vorgenommenen Abänderungen geblieben. Geändert wurde nie die Zahl, sondern nur die Art der zu unterscheidenden Triebe, bezw. Triebgruppen.

Die Entwicklung der Triebtheorie bis zu ihrem gegenwärtigen Stand erfolgte in vier Schritten:

1. Der erste Schritt war die Aufstellung der beiden Gruppen der Sexualtriebe und der Ichtriebe. Die Sexualtriebe wurden genau studiert, die Ichtriebe blieben zunächst eine relativ unbekannte Größe.

2. Der zweite Schritt bestand in einer Ergänzungstheorie. Mit der Einführung des Begriffs des Narzißmus in die Libidotheorie ergab sich die Feststellung eines libidinösen Anteils der Ichtriebe. Doch hielt Freud daran fest, daß neben dem libidinösen Anteil noch ein originärer, nicht libidinöser vorhanden sein müsse, den er unverbindlich „Interesse", etwa im Sinne des nicht libidinösen Egoismus, nannte.

3. Der dritte, in der Literatur meist übersehene Schritt war, die aggressiven Tendenzen als wesensmäßige Bestandteile den Ichtrieben zuzuschreiben.

Die Darstellung dieser Annahmen findet sich in den letzten Abschnitten der Abhandlung über „Triebe und Triebschicksale" und gründet sich auf die Diskussion der Beziehung von Liebe und Haß, die dazu führte, den Haß als eine nicht libidinöse Ichreaktion anzusehen.

4. Der vierte Schritt ist veranlaßt durch die fortschreitende Erkenntnis der Struktur des gesamten seelischen Apparates und die gewonnene Einteilung in eine seelische Vitalschicht (das „Es") und einen organisierten Anteil desselben, das Ich; speziell aber durch das Studium des ubw. Anteils des Ichs, des Über-Ichs. Der Kern dieser Auffassung ist, daß die aggressiven Tendenzen nicht mehr als originäre Charaktere der Ichtriebe angesehen, sondern neben die Sexualtriebe als selbständige Aggressions-, bezw. Destruktionstriebe in die Vitalschichte verlegt werden. Die Ichtriebe verlieren ihren selbständigen Charakter und werden teils von den libidinösen, teils von den aggressiven Trieben abgeleitet.

An diesen vierten Schritt in der Entwicklung der Triebtheorie wird nun

eine weitere Theorie angeschlossen, die Lehre von den Urtrieben, den sogenannten Todes- und Lebenstrieben. Ihre Funktion besteht in der weiteren theoretischen Begründung der im vierten Schritt gegebenen Triebtheorie, in der Lösung offen gebliebener theoretischer Fragen sowie in der Vereinheitlichung und Vereinfachung der verschiedenen bisherigen theoretischen Ansätze.

Im folgenden werden diese vier Schritte der Theorienentwicklung der Reihe nach ausführlich besprochen.

I.

Die erste Triebtheorie unterschied Sexualtriebe und Ichtriebe. Anlaß zu ihrer Aufstellung war die klinische Erfahrung über die zentrale Bedeutung des psychischen Konflikts für die Entstehung der Neurosen. Ihre Begründung sucht Freud in Anlehnung an die Vulgärpsychologie und — hauptsächlich — an gewisse Richtungen der Biologie. Mit Rücksicht auf spätere Erwägungen ist es schon hier wichtig zu betonen, daß Freud ausdrücklich bemerkt („Triebe und Triebschicksale"): Es ist „überhaupt zweifelhaft, ob es möglich sein wird, auf Grund der Bearbeitung des psychologischen Materials entscheidende Winke zur Scheidung und Klassifizierung der Triebe zu gewinnen. Es erscheint vielmehr notwendig, zum Zwecke dieser Bearbeitung bestimmte Annahmen über das Triebleben an das Material heranzubringen, und es wäre wünschenswert, daß man diese Annahmen einem anderen Gebiete entnehmen könnte, um sie auf die Psychologie zu übertragen." Auf rein analytischem Wege ist eine Triebklassifikation also kaum zu gewinnen.

In der Zeit der unumschränkten Geltung dieser ersten Triebtheorie war die Aufmerksamkeit Freuds auf die Ausgestaltung der Sexualtheorie gerichtet, wie sie hauptsächlich in den „Drei Abhandlungen" fortschreitend ihren begrifflichen Niederschlag gefunden hat. An der Sexualtheorie lassen sich zwanglos drei Hauptanteile unterscheiden: 1. Die Lehre von den Partialtrieben, die mit dem Begriff der erogenen Zonen eng verknüpft ist; 2. die Lehre von der stufenförmigen ontogenetischen Entwicklung der Sexualtriebe, die in einer bestimmten, biologisch vorgegebenen Gesetzmäßigkeit erfolgt; 3. die Libidotheorie, die die beiden ersten Konzeptionen ergänzt und fundiert, ebenso wie etwa die Lehre von den Transformationen der Sexualtriebe überhaupt.

Es ist notwendig, hier auf die Sexualtheorie aus zwei Gründen einzugehen. Einmal, weil der auf ihrem Boden gewonnene und ihr zugrundeliegende Triebbegriff von manchen Autoren polemisch gegen die späteren Aufstellungen Freuds verwendet wird; ferner wegen der

zu dieser Zeit vorherrschenden quantitativen Auffassung der Triebe, die später durch eine qualitative ersetzt wird.

Wenden wir uns zunächst der Frage des Triebbegriffs zu.

Nach der allgemeinsten Definition ist der Trieb eine aus der seelischen Vitalschicht stammende, immanent gerichtete Energie. Da verschiedene Tatsachen uns nahelegen, den Ursprung der Triebe im organischen Geschehen zu suchen, läßt sich der Trieb, mit Freud, als ein Grenzbegriff zwischen Seelischem und Organischem bezeichnen. Dies führt zur Unterordnung des Triebbegriffs unter den Begriff des Reizes. Der Trieb ist ein Reiz für das Psychische, der sich von den anderen Reizen durch seine konstante, aus dem Körperinnern (und nicht von außen) stammende Wirkung unterscheidet. So wird es möglich, den Trieb auch anzusehen „als ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhanges mit dem Körperlichen auferlegt ist."

Hier wird dem in seiner Funktionsweise vorausgesetzten seelischen Apparat der Trieb als ein Reiz gegenübergestellt, in welcher Form immer der Trieb zur psychischen Energiespannung wird. Über diese Funktionsweise des seelischen Apparates werden eigene Annahmen notwendig. Wir wissen, daß diese Notwendigkeit zur Aufstellung von Prinzipien des seelischen Geschehens oder von Grundtendenzen des seelischen Apparates führte. Wir kommen später darauf noch zurück und halten hier fest, daß die Prinzipien oder Regulationsmechanismen den seelischen Apparat regulieren, die Triebe für den so regulierten seelischen Apparat ständig neue Arbeitsanforderungen bedeuten. Diese Gegenüberstellung von Trieb und seelischer Tätigkeit zeigt sich am schärfsten wohl in jener Bemerkung in „Triebe und Triebschicksale", die die Einteilung in Ich- und Sexualtriebe als eine vorläufige Hilfskonstruktion bezeichnet, aber die These über eine Grundtendenz des seelischen Apparates, die anlangenden Erregungen (Reizgrößen) „wieder zu beseitigen, auf möglichst niedriges Niveau herabzusetzen, oder . . sich überhaupt reizlos (zu) erhalten," als eine notwendige Voraussetzung hinstellt.

Infolge der Herkunft der Triebe aus dem Organischen rückt der Begriff der Quelle als Einteilungskriterium der Triebe in den Vordergrund. Für eine Einteilung der Triebe lassen sich die von Freud hervorgehobenen drei Merkmale der Triebe: Quelle, Ziel und Objekt, als Kriterium verwenden. Das Objekt ist wohl das veränderlichste dieser Merkmale; weniger, aber dennoch veränderbar ist auch das Ziel. Als relativ konstantes Merkmal scheint sich der Begriff der Quelle anzubieten und so für eine Klassifikation der Triebe am besten zu eignen.

In der Phase des Ausbaues der Sexualtheorie kommt also hauptsächlich dem Begriff der Quelle die Bedeutung eines Einteilungskriteriums zu. Die

Quelle als Ursprungsort ist prinzipiell an ein Organgeschehen gebunden gedacht. Dieses Organgeschehen wird im Anschluß an die Hormonlehre hypothetisch in Form von chemischen Prozessen vorgestellt, etwa in Anhäufung von Sexualstoffen oder Konzentrierung sexualchemischer Vorgänge und einer folgenden neuerlichen Verteilung oder vielleicht Auflösung derselben. Das Ursprungsorgan der Triebe fällt meist zugleich auch mit dem Ort ihrer Befriedigung zusammen, oder aber das Erfolgsorgan ist ein Ursprungsorgan eines anderen Teiltriebes.

Die Unterscheidung der einzelnen Partialtriebe erfolgt auf Grund der Unterscheidbarkeit verschiedener Ursprungsorgane, der sogenannten erogenen Zonen. Ihre Zusammenfassung zur einheitlichen Gruppe der Sexualtriebe geschieht auf Grund gemeinsamer Charaktere und gesetzmäßiger Beziehungen. Der Begriff der erogenen Zone ist zunächst ein rein deskriptiver und an der oralen, analen und genitalen Zone gewonnen; ihre Kriterien: Erregung, Handlung, Befriedigung in Form charakteristischer Lustabläufe, die bei den beiden ersten anders sind als bei der letzteren, sind erlebnismäßig überprüfbar.

Der Trieb ist demnach eine aus der psychischen Vitalschicht stammende, immanent gerichtete Energie, die auf ein bestimmtes Ziel hindrängt und sich in einem lockeren Ausmaße auf Objekte als ihren Gegenstand richtet. Er ist an ein Ursprungsorgan als seine Quelle und ebenso an ein Erfolgsorgan als der Stätte der Befriedigung gebunden. Die Befriedigung besteht in einer Aufhebung jener Veränderungen der Reizzone, die mit der Triebspannung einhergehen; oder in kurzer Formulierung: der Trieb ist eine „von außen kommende“, Energie liefernde Ursache bestimmter seelischer Vorgänge.

Die Zusammenfassung der Partialtriebe einmal zur einheitlichen Gruppe der Sexualtriebe sowie zu biologisch vorgegebenen Stufen innerhalb der Sexualentwicklung erforderte zur Grundlegung und Ergänzung die Libidotheorie, die die Triebe als rein quantitative Energiegrößen auffaßt, die beliebig lokalisiert (verschoben) und konzentriert werden können. Die Qualitäten der Partialtriebe sind nicht den Trieben selbst eigen, sondern von den Quellen ableitbar. Eine solche Annahme ermöglicht die Beschreibung der Beziehungen der erogenen Zonen zueinander, die Umsetzungen der einzelnen Partialtriebe ineinander usw. auf eine relativ einfache Weise. Wir werden hören, daß die später vorgenommene Unterscheidung zweier Triebqualitäten auf Grund des Kriteriums des Zieles die Erklärung der Umsetzungen nur mit Hilfe bestimmter Annahmen möglich macht.

Die Ichtriebe erfuhren in dieser Zeit eine gewisse Vernachlässigung. Der Begriff der Ichtriebe war nur ein provisorischer, er trägt in den damaligen Formulierungen F r e u d s ganz den Charakter der Vorläufigkeit, wie im

Grunde die ganze Triebklassifikation überhaupt. Das lag teils an historischen, teils an sachlichen Momenten. Einmal galt es, erst das Problem des Aufbaues und der Entwicklung der Sexualtriebe zu lösen, die sich zuerst der Erforschung aufdrängten. Dann waren die Erscheinungen der Ichtriebe viel schwieriger zu erkennen, die vom Ich ausgehenden Tendenzen und ihre Äußerungsformen waren komplizierter und daher schwieriger zu fassen. Vor allem aber setzte dies bis zu einem gewissen Grad die Kenntnis der (libidinösen) Triebe bereits voraus.[3]

Wichtig ist, daß die Ichtriebe nicht als in gleicher Ebene wie die Sexualtriebe stehend aufgefaßt wurden. Freud formuliert in „Triebe und Triebschicksale" den psychischen Konflikt, der an der Wurzel jeder Neurose zu finden sei, als einen zwischen den Ansprüchen der Sexualität und denen des Ichs. Die Ichtriebe standen also eigentlich für den Begriff des von gewissen Tendenzen dirigierten, damals der Erforschung noch unzugänglichen Ichs.

Unter Übertragung des für die Sexualtriebe verwendeten Kriteriums der Quelle auf die Ichtriebe wurden als Paradigma derselben die Nahrungstriebe angesehen, die ebenfalls mit Ursprungs- und Erfolgsorganen in Zusammenhang zu bringen waren und ebenso unter Zuhilfenahme hypothetischer physiologisch-chemischer Prozesse.

II.

Der Anlaß zum zweiten Schritt in der Entwicklung der Triebtheorie ergab sich auf dem Boden der Psychiatrie. Neue Tatsachen, die sich der Erklärung mit Hilfe der bisherigen Begriffe widerspenstig erwiesen, erforderten ein Stück zusätzlicher Theorie. Diese Ergänzungstheorie bestand in der Einführung des Begriffes der Narzißmus in die Libidotheorie. Damit war in die Selbständigkeit der Ichtriebe die erste Bresche geschlagen.

Der Begriff des Narzißmus umfaßt drei Bestandteile: 1. die Aufstellung eines an den Anfang der Ontogenese verlegten objektlosen Stadiums unter dem Namen des primären Narzißmus. Die Differenzierung einer objektlibidinösen Einstellung ist noch nicht erfolgt, parallel zur mangelnden Differenzierung zwischen Ich und Außenwelt. Die Libido ist irgendwie untergebracht, etwa wie im Schlaf oder im Embryonalstadium, sie „ruht", ist vielleicht noch nicht zur Funktion erwacht; oder aber sie ist von den Ichfunktionen, von der Ichenergie noch nicht unterscheidbar und ablösbar, „medial" wirksam, um den Ausdruck Federns zu gebrauchen. 2. Die Libido kann nach erfolgter

3) Dies gilt nur für die historische Situation. Nach dem heutigen Stand des Wissens setzt eine vollständige Erforschung des Ichs selbstverständlich die Kenntnis der libidinösen und aggressiven Triebe voraus.

Scheidung zwischen Ich und Außenwelt die eigene Person ebenso zum Gegenstand nehmen wie irgendein Objekt der Außenwelt. 3. Durch Identifizierung im Ich oder im Ichideal kann die Triebenergie in narzißtische Energie verwandelt werden. Auch hier wird sie — sekundär — medial wirksam.

Die Annahme einer im Ich wirkenden libidinösen Energie mußte eine Revision der Vorstellungen über die Ichtriebe zur Folge haben. Die Energie der Ichtriebe war somit libidinöser Herkunft; aber auch die Ziele der Ichtriebe waren von den Zielen der auf die Person gerichteten, in und an der Person wirksamen narzißtischen Libido abzuleiten. Die Ichtriebe waren nur auf das eigene Ich gerichtet, daher etwas anders organisierte libidinöse Triebe. Wie etwa das Realitätsprinzip nur eine Modifikation des Lustprinzips darstellte und doch gegen dieses sich zu wenden vermochte, so schienen die Ichtriebe in ihren Zielen modifizierte Libido zu sein, die sich schließlich gegen die eigentlichen libidinösen Triebe zu wenden vermochte. Diese Annahme ist mit einer bestimmten Auffassung über die Herkunft der Ziele verknüpft. Das allgemeinste Ziel der Libido scheint die Lust; die speziellen Ziele aber leiten sich von den speziellen Objekten ab, auf die die Libido sich richtet. Der Konflikt spielt sich hier nicht mehr zwischen den Sexual- und Ichtrieben ab, sondern zwischen Anteilen der Sexualtriebe, die sich auf die Objektwelt, und solchen, die sich auf das Ich richten, den objektlibidinösen und ichlibidinösen Tendenzen. Eine solche Erklärung des Konflikts als eines Widerstreits verschiedener Interessen war gewiß möglich, aber schwierig; vor allem aber vermochte sie in dieser Einfachheit nicht allen Tatsachen gerecht zu werden.

Mit der Erschütterung der Selbständigkeit der Ichtriebe schien notwendigerweise der dualistische Charakter der Triebtheorie in Frage gestellt. Es gab nur die eine Gruppe der libidinösen Triebe. Ihre Klassifizierung ergab sich nicht mehr durch Berufung auf eine Quelle, sondern primär durch die Beziehung auf verschiedene Objekte, die dann anscheinend das Ziel modifizierten. Im Grunde ist schon hier die Auffassung gegeben, daß beide, Sexualtriebe und Ichtriebe, nur Differenzierungsprodukte einer gemeinsamen „Urlibido" repräsentieren.

Trotzdem hielt F r e u d an der Selbständigkeit der Ichtriebe fest. Dazu mag vor allem der Umstand beigetragen haben, daß die Einteilung der Triebe durch biologische Erwägungen begründet worden war, die durch den psychologischen Fund des Narzißmus zunächst nicht aufgehoben wurden. Das Individualleben schien ganz anderen Interessen zu folgen als dem der Arterhaltung. Es lag daher nahe, hier differente Kräfte als wirksam zu vermuten. Ferner blieben die Erscheinungen des Sadismus im weiteren Sinne des Wortes nicht geklärt. Deshalb führte F r e u d den Begriff des Ichinteresses im Sinne

des nichtlibidinösen Egoismus ein, oder richtiger: Was wir den Egoismus einer Person nennen, hat zwei Anteile, einen libidinös-narzißtischen und einen nichtlibidinösen. „Der Narzißmus ist nur die libidinöse Ergänzung zum Egoismus des Selbsterhaltungstriebes, von dem jedem Lebewesen mit Recht ein Stück zugeschrieben wird." Ursprünglich sind diese beiden Anteile undifferenziert.

Freud hält also an der ursprünglich nichtlibidinösen Natur der Ichtriebe fest. Dafür sprechen zunächst theoretische und heuristische Gründe.

III.

Später tritt auf Grund empirischer Feststellungen und theoretischer Erwägungen eine weitere Charakterisierung der nichtlibidinösen Anteile der Ichtriebe hinzu, die die Selbständigkeit dieser gegenüber jenen festigen sollte. Damit ist der dritte Schritt in der Theorieentwicklung gegeben: Er beinhaltet die Aussage von dem selbständigen Charakter der aggressiven Tendenzen gegenüber den libidinösen Strömungen und ihrer Zugehörigkeit zu den Ichtrieben.

Stellen wir fest, welche Erfahrungen und Erwägungen zu diesem Lösungsversuch der Triebklassifikation führten. Dafür war vor allem der Umstand maßgebend, daß mit der bisherigen Theorie nicht alle Tatsachen eine genügende Einordnung und Erklärung fanden.

Auf Seite der Sexualtriebe war es vor allem die Stellung der sadistischen Anteile derselben, die theoretisch noch nicht gesichert war. Ursprünglich schien der Sadismus erogen gebunden. Sadistische Regungen fanden sich auf allen Stufen, wenn auch in verschiedener Ausprägung, die auf die Charaktere der Quelle, bezw. der erogenen Zone rückführbar schien. Auf der oralen, analen und phallischen Stufe gab es sadistische Anteile. Auf Grund der fortschreitenden Beobachtung wurde es nahegelegt, den Sadismus immer mehr als selbständigen Partialtrieb anzusehen, der alle Stufen durchlief, allen anderen Partialtrieben sich beizugesellen vermochte, seine eigenen Schicksale hatte, und den man sich entsprechend dem damals herrschenden Kriterium an die gestreifte Körpermuskulatur als „Quelle" gebunden denken konnte. Als solcher stand er dann den rein libidinösen Trieben umso merkwürdiger gegenüber. Vor allem war es der Widerspruch zwischen dem Ziel des Sadismus und jenem der Sexualtriebe, der der Erklärung Schwierigkeiten bereitete. Das sadistische Ziel schien zu den libidinösen in einem Gegensatz zu stehen und daher eine andere genetische Zurückführung zu fordern. Zweifellos umfaßte der Ausdruck Sadismus alle möglichen, auch nicht erotischen Erscheinungen von der sexuellen Perversion bis zu den von jeder manifesten Erotik freien

Regungen der Grausamkeit und Härte. Schließlich wurde er auch für gewisse Ichtriebe angewendet.

Auch bei den Ichtrieben ließen sich verschiedene Partialtriebe unterscheiden. Im Zusammenhang mit dem Kriterium der Quelle schienen Hunger und Durst die geeigneten Repräsentanten der Ichtriebe; im weiteren Verlaufe der Entwicklung verloren sie aber ihre paradigmatische Stellung.

Eine nähere Betrachtung ließ eine prinzipiellere Einteilung der Ichtriebe gewinnen. Man konnte Bemächtigungs- und Abwehrtendenzen von einander unterscheiden; dazu traten dann die Macht- und Geltungstriebe. Die Bemächtigungstendenzen schienen mit den Machttendenzen verwandt, beide unterschieden sich aber nicht viel von manchen sadistischen Triebäußerungen. Auch an den Abwehrtendenzen, die sich in Flucht- und Angriffs-, bezw. Vernichtungstendenzen differenzieren ließen, war ein aggressiver Zug unverkennbar; den meisten dieser Ichtendenzen mußte also ein aggressiver Charakter zugesprochen werden. Es gab somit neben dem Sexualsadismus auch einen „Sadismus" der Ichtriebe, die wieder als Bemächtigungstriebe in den Dienst der Libido traten, was die Situation reichlich zu komplizieren schien. Gerade am Begriff des Sadismus der Ichtriebe zeigte sich deutlich die zu große Erweiterung des Begriffs des Sadismus. Der Sprachgebrauch dieser Zeit entspringt dem Mangel an Unterscheidung zwischen der Stellung der sadistischen zu den libidinösen und der aggressiven zu den sadistischen Erscheinungen.

Umfaßte der Begriff des Sadismus disparate Erscheinungen, so ergab sich die Frage: Wie war die Beziehung zwischen den zieldisparaten sadistischen, bezw. aggressiven und libidinösen Triebanteilen klarzustellen. Es gibt eine beschränkte Zahl von Möglichkeiten, sich das Verhältnis zwischen libidinösen und aggressiven Trieberscheinungen vorzustellen. Entweder sie gehen aus einem „Urgemeinsamen" hervor und differenzieren sich im Lauf der Entwicklung; oder sie sind verschiedenen Ursprungs und machen verschiedene Entwicklungen durch, die sich gelegentlich kreuzen.

Die erste Auffassung vom gemeinsamen Ursprung ist monistisch und versucht, die libidinösen und aggressiven Erscheinungen des Trieblebens als Differenzierungsprodukte, bezw. Erscheinungsweisen eines und desselben Triebes zu verstehen, als bipolare Äußerungen, die füreinander eintreten können. Auch hier gibt es zwei Möglichkeiten der Auffassung. Die eine, von W. Reich vertreten, behauptet den direkten Umschlag der Libido in Aggression, wenn die Stauung der Libido ein zu großes Maß überschritten hat. Abgesehen von der fraglichen Annahme eines materiellen Umschlages läßt sich diese These durch den Hinweis widerlegen, daß es Aggressionen gibt, die an die Bedingung einer vorausgegangenen Versagung und Stauung

in keiner Weise gebunden scheinen. Daß gewisse Menschengruppen unter so günstigen, von Versagung freien Bedingungen leben, daß sich keine Aggressionen entwickeln konnten, scheint bisher nicht hinreichend bewiesen. Anderseits scheinen manche aggressive Erscheinungen im Tierreich, die in keiner Weise mit dem Liebesleben verknüpft sind, über die Notwendigkeiten des Daseinskampfes hinauszugehen. Die Rolle der Aggressionen im Leben der Menschen scheint zu groß, als daß man auf die Annahme eines elementaren Triebes verzichten könnte. Eine weitere Schwäche dieser Theorie, die viele Analogien mit der ersten Angsttheorie Freuds aufzuweisen hat, ist, daß nach ihr das Ich die Aggression als automatisches Produkt der Libidoumwandlung passiv übernimmt. Sie ist daher scharf zu unterscheiden von der bald zu besprechenden Annahme, daß Aggressionen sich außerhalb der Ichfunktionen nicht beobachten lassen, und verhält sich zu dieser wie die erste Angsttheorie Freuds zur späteren Theorie von der Signalfunktion der Angst.

Die Herkunft aus einem Urgemeinsamen und damit den modalen Charakter der beiden Gruppen von Triebäußerungen hat neuerdings O. Fenichel behauptet. Er glaubt dieses Gemeinsame in der frühen oralen Phase gefunden zu haben, weil diese in der ausschließlichen Objektbeziehung des Verschlingens, bezw. der Aneignung durch Verschlingen in unverkennbarer Integration die später auseinandertretenden libidinösen und aggressiven Anteile enthalte. Abgesehen von dem nicht beseitigten Zweifel an der größeren heuristischen Valenz dieser Annahme lassen sich gegen sie noch einige Einwände vorbringen: Es ist fraglich, ob die orale Frühphase, die Abraham die präambivalente genannt hat, tatsächlich die spätere Aggression in sich enthält, d. h. überhaupt als aggressiv bezeichnet werden kann. Daß objektiv das Objekt „vernichtet" wird, bedeutet noch nicht, daß subjektiv eine aggressive Komponente vorhanden sein muß. Es ist doch immerhin auffällig, daß die höchsten Glücksgefühle neurotischer und gesunder Menschen oft an jene „Vereinigungstendenzen" geknüpft sind, die mit der frühoralen Phase in irgendeinem Zusammenhang stehen und in der Säuglingssituation ihren symbolhaften Ausdruck finden. Außerdem scheint es notwendig, zwischen einem Zustand der Undifferenziertheit oder Integration und einem der mangelnden Entwicklung zu unterscheiden. Es ist in keiner Weise die Möglichkeit widerlegt, daß sich die Aggression später entwickelt als die Libido. Der integrale Zustand und der Potentialzustand der Latenz sind aber nicht identisch. Schließlich ist zu fragen, ob eine primäre libidinöse Vorstufe nicht eine zu schmale Basis abgibt für die versuchte Neuordnung der Trieberscheinungen nach dem Prinzip der Bipolarität.

Trotzdem ist der Versuch einer Ordnung der Gesamtheit der Trieberschei-

nungen auf dieser Basis nicht ohne weiters prinzipiell von der Hand zu weisen.

Die zweite der oben erwähnten möglichen Auffassungen über das Verhältnis der beiden Gruppen von Triebregungen ist durchaus dualistisch und nimmt zwei qualitativ verschiedene Triebe an, auf die sie alle Erscheinungen zu reduzieren trachtet. Stützt sich die erste Annahme gerade auf die beide Tendenzen undifferenziert enthaltenden Erscheinungen (während das Auseinandertreten in der Differenzierung das Problem abgibt), so bilden diese für die zweite Theorie eine Schwierigkeit und müssen mit Hilfe der Mischungstheorie erklärt werden.

Wie aus den erwähnten Abschnitten in „Triebe und Triebschicksale" hervorgeht, zieht Freud, ehe er sich für die dualistische Theorie entscheidet, die Möglichkeit der Bipolarität als Ordnungsprinzip in Betracht. Auf Grund des Vergleichs der Ziele beider Gruppen von Triebtendenzen und der Feststellung ihrer Disparatheit sowie nach Diskussion des Problems der „Verwandlung von Liebe in Haß" und der Negierung dieser Möglichkeit weist Freud die Annahme einer genetischen Verwandschaft der beiden Erscheinungsgruppen ab.

Aggression (Haß, Sadismus) und Libido waren also nach Ziel und Herkunft verschieden; aber damit blieb die Stellung der Aggression im Ganzen der Triebtheorie noch unsicher. Der nächste Versuch Freuds, diese Unsicherheit zu beheben, bestand in der Zuweisung der Charaktere der Aggression oder des „Sadismus", um dem damaligen Sprachgebrauch zum letzten Male zu folgen, zu den Ichtrieben, sowie in der Annahme bestimmter Mischungsverhältnisse zwischen den Sexual- und den (aggressiven) Ichtrieben, neben der Gegensätzlichkeit derselben, die sich etwa im Konflikt äußerte. Es ist wichtig hervorzuheben, daß Freud in diesem Zusammenhang noch nicht von selbständigen Aggressionstrieben spricht, sondern nur von den Aggressionen der Ichtriebe. Damit erscheint ein Problem vorläufig entschieden, das die Beziehung zwischen Aggression und Ichtrieben zum Inhalt hat, nämlich, ob es außerhalb der icherhaltenden Funktionen überhaupt aggressive Erscheinungen gibt. (Der erotische Sadismus wird durch dieses Problem nicht berührt.) Das Problem geht auf die schon erwähnte Beobachtung zurück, daß Aggressionen meist oder nur auf Grund von Beeinträchtigungen der Lebenstriebe oder Ichtriebe auftreten. Es soll uns noch beschäftigen.

Fassen wir zusammen: Mit dem dritten Schritt wird eine Reihe von Problemen vorläufig entschieden, u. zw. 1. Der Sadismus wird aus den Sexualtrieben herausgenommen und den Ichtrieben zugeschrieben. Dadurch wird die Selbständigkeit der Ichtriebe abermals behauptet. Es handelt sich aber

nicht um eine Neugruppierung der beiden großen Triebgruppen, sondern nur um eine Umgruppierung innerhalb derselben. 2. Die Annahme von Mischungsverhältnissen erlaubt eine gewisse Klärung der Beziehungen. Der Sadismus der Sexualtriebe stammt von der Aggression der Ichtriebe und tritt dort auf, „wo die Ichtriebe die Sexualfunktion beherrschen". Sie „leihen ... dem Triebziel die Charaktere des Hasses", wie der damalige Sammelname für die Aggression lautete. Freud versuchte eine Entwicklungsgeschichte des Einflusses der Ichtriebe auf die Sexualtriebe zu geben, von der Ambivalenz der oralen über den Sadismus der analen bis zur Liebe der genitalen Stufe, auf der Liebe und Haß zuerst in vollen Gegensatz geraten. Anderseits können auch die Ichtriebe eine libidinöse Beimengung erfahren (Narzißmus). 3. Damit ist ein Wechsel des Kriteriums der Triebeinteilung verbunden: Der Begriff der Quelle tritt in dieser Bedeutung zurück gegenüber dem Begriff des Triebzieles. Das Paradigma der Ichtriebe ist nicht mehr der Hunger, sondern der „Haß", die Aggression. Die Differenz der Triebziele hatte ja schon zum Problem der Stellung des Sadismus geführt. Zugleich erhebt sich die Frage, ob mit der Änderung des Kriteriums auch eine solche des Triebbegriffs verbunden war. Für die Sexualtriebe hatte die stärkere Betonung des Zielkriteriums keine Veränderung der Auffassung gebracht. Die Bedeutung der Quelle als Kriterium bleibt übrigens daneben unverändert bestehen, ebenso wie die chemisch unterbaute Energiespannungstheorie. Wenn für die Ichtriebe eine chemische Hypothese nicht zu formulieren war, so konnte doch die an den Sexualtrieben gewonnene allgemeine Triebauffassung auf die Ichtriebe übertragen werden. Auch sie waren als Arbeitsanforderungen an den seelischen Apparat auffaßbar, als Spannungen, die bestimmte Handlungen in Bewegung setzten, die der Befriedigung durch Erreichung des Zieles dienten, z. B. der Hunger und die in Zusammenhang mit ihm geweckte Bemächtigungstendenz, also als an den seelischen Apparat herantretende, Energie liefernde Reizursachen.

Dieser neue Schritt in der Triebtheorie schien also eine Reihe von Problemen zu lösen. Die selbständige Existenz der aggressiven Ichtriebe schien gesichert, das sexualdisparate Ziel des „Sadismus" durch die Beimengungstheorie plausibel gemacht, die unterschiedlichen Erscheinungsformen libidinöser und nichtlibidinöser Aggressionen geordnet und geklärt.

IV.

Das Problem des Aggressionstriebes. Die Notwendigkeit, in einem vierten Schritt die Triebtheorie neu zu gestalten, ergab sich teils aus dem Studium der im weitesten Sinne sado-masochistischen Erscheinungen, sowie aus einer

adäquateren Auffassung des Aufbaues des seelischen Apparates, die sich aus der Zuwendung zur Erforschung nicht allein wie bisher der verdrängten, sondern auch der verdrängenden Kräfte des Ichs ergab.

Ich verlasse im folgenden die rein historische Darstellung, die sich auf die Reihenfolge der Freudschen Publikationen zu stützen hätte, und stelle diesen vierten Schritt, der meiner Meinung nach in zwei Teile zu trennen ist, mehr nach systematischen Gesichtspunkten dar.

Die Notwendigkeit, ein unbewußtes Schuldgefühl anzunehmen, führte zu einer neuen Konzeption über den Aufbau der Person, zur Gegenüberstellung des Es und des aus ihm hervorgegangenen organisierten Anteils, des Ichs. Das Es umfaßt die psychische Vitalschicht, in der die Triebe ihren Ursprungsort haben und die in freier Verbindung mit dem Ich steht, ferner den verdrängten Anteil derselben, der durch Gegenbesetzungen in der freien Kommunikation mit dem Ich behindert ist, und schließlich den unbewußten Anteil des Ichs, das Über-Ich.

Der vierte Schritt in der Entwicklung der Triebtheorie besteht darin, daß die Aggression aus den Ichtrieben herausgenommen, das heißt nicht mehr als Partialtrieb oder als Charakter derselben aufgefaßt, sondern als selbständige Triebgruppe mit eigenen Zielen in die psychische Vitalschicht verlegt wird. Die neue Triebtheorie lautet demnach, daß in der Vitalschicht zwei Gruppen von Trieben vorhanden sind, die libidinösen und die aggressiven, bezw. destruktiven. Beide drängen selbständig zur Befriedigung und gelangen teils im freien Kampf um diese, teils unter dem Einfluß des unter dem Druck der Außenwelt und des Über-Ichs stehenden Ichs zu den verschiedensten Beziehungen (Verknüpfungen oder Gegensätzen) zu einander. Sie können zu den in die Richtung auf die Selbsterhaltung wirkenden Tendenzen des Systems, die im Ich repräsentiert sind (Ichtriebe), leicht in Gegensatz geraten. Den in der Vitalschicht wirkenden Sexual- und Aggressionstrieben als den objektgerichteten Trieben stehen die im Ich wirkenden Ichtriebe gegenüber.

Hier ergeben sich drei Fragen: 1. Aus welchen Gründen war dieser vierte Schritt notwendig? 2. Was leistet diese neue Triebtheorie, die, im genetischen Sinne dualistisch, dennoch drei Triebgruppen von einander unterscheidet? 3. Haben das Kriterium der Einteilung und der Begriff des Triebes eine Veränderung erfahren?

Da eine Reihe von bei Besprechung des dritten Schrittes angeführten Argumenten es notwendig gemacht hatte, die Aggressionstendenzen aus den Sexualtrieben herauszunehmen und sie den Ichtrieben zuzuschreiben, reduziert sich das Problem der Aufstellung eines selbständigen Aggressionstriebes auf die Frage, ob aggressive Tendenzen (nichtlibidinöser Natur) außerhalb der Ichfunktionen eine Rolle spielen.

Es scheint kein Zweifel, daß aggressive Tendenzen an sich außerhalb der Ich-Erhaltungsfunktionen betätigt werden und wenig Sexuelles verraten. Außerdem wird die vollständige Zuordnung der Aggressionen zu den Ichtrieben dort problematisch, wo die Wirkung jener zu diesen in einen Gegensatz gerät. Alle Erscheinungen des sexuellen Sadismus können durch die Beimengung der Ichtriebe noch erklärt werden. Viel schwieriger ist dies aber bei den Erscheinungen des Masochismus. Die Ichtriebe sind Repräsentanten jenes „Triebes, der alles Leben am Leben festzuhalten zwingt". Daß nun der Schmerz, der als ein Signal im Dienste dieses Lebenstriebes gelten mußte, selbst zum Ziel eines (masochistischen) Triebes werden konnte, schien den Prinzipien des Biologischen zu widersprechen, auch wenn der Begriff der Sexualisierung zur Erklärung geeignet schien. Noch stärker trat das Problem bei der selbstzerstörenden Macht der melancholischen Verstimmung hervor, die Freud als „eine psychologisch höchst merkwürdige Überwindung" des lebenerhaltenden Triebes bezeichnet. Ebenso verhält es sich mit den gegen das eigene Ich gewendeten Tendenzen des Über-Ichs, bezw. des Strafbedürfnisses, das geradezu wie ein eigener Trieb zu wirken scheint.

Diese Erscheinungen, gegen die das Ich sich zu wehren hat wie gegen die libidinösen Regungen, lassen sich durch die Aggression der Ichtriebe nur schwer erklären. Diese Theorie wird von Freud sichtlich sehr bald fallen gelassen; außer in den zitierten Abschnitten der Arbeit über „Triebe und Triebschicksale" wird sie nicht erwähnt. Trotzdem bleibt das Problem, ob Aggressionserscheinungen außerhalb der Ich-Abwehrfunktionen auftreten, in einem gewissen Sinne bestehen. Auch die Beziehung zwischen dem Allmachtsrausch des Ichs und der Intensität der befriedigten Aggressionstriebe gehört hierher.

Es war nur eine konsequente Wendung, daß nach der Gegenüberstellung des Ichs und des Es, gegen dessen Triebe sich jenes zu wehren hatte, die aggressiven Tendenzen als selbständige Triebkräfte in die psychovitale Schichte des seelischen Apparates verlegt wurden. Es war, wie Freud im sechsten Kapitel des „Unbehagen in der Kultur" meint, tatsächlich keine neuartige Abänderung der Trieblehre, sondern es handelte sich darum, „eine Wendung, die längst vollzogen war, schärfer zu fassen und in ihre Konsequenzen zu verfolgen."

Mit Hilfe der Annahme eines Aggressionstriebes lassen sich die hierher gehörigen Tatsachen zweifellos leichter beschreiben. Das Ich hat gegen die Aggression genau so zu kämpfen wie gegen die Libido, es kann ihr stattgeben, sie sublimieren, verdrängen, durch Reaktionsbildungen ändern, es kann sie durch libidinöse Beimischung mildern, sich selbst als Objekt an-

bieten und die Aggression auf sich lenken, z. B. etwa auf dem Weg über das Über-Ich. Allerdings ist mit der bloßen Aufstellung eines selbständigen Aggressionstriebes zunächst nicht alles erklärt. Nicht so sehr die destruktiven Wirkungen nach außen waren zuletzt problematisch geworden, sondern das Auftreten der gegen das Selbst gewendeten zerstörenden Tendenzen, wie sie sich in der Melancholie, im Strafbedürfnis, in der Schicksalsneurose darboten. Hier trat so etwas wie ein im eigenen Innern wirkender Trieb zur Zerstörung in Erscheinung, der der biologischen Auffassung noch größere theoretische Schwierigkeiten bereitete als die Tatsache der Schmerzlust auf dem engeren Gebiete der Sexualtheorie. Es schien, als hätte die beginnende Erforschung des Ichs zur Aufdeckung eines phylogenetisch jüngsten Triebes geführt, der mit der Kultur der Menschen entstanden sein mochte.

Die primäre Destruktion. Über die Tatsache des Über-Ichs und seiner unter Umständen bis zur Vernichtung der eigenen Existenz des Individuums führenden Bestrafungstendenzen kann kein Zweifel sein. Ebensowenig darüber, daß mit der Erklärung einer Wendung der Aggression gegen die eigene Person die theoretische Erfassung dieser Erscheinung unzulänglich bleibt. Die eigentliche Problematik beginnt erst mit der Gewinnung dieser Erklärung und lautet: Wie ist eine solche bis zur Selbstvernichtung gehende Wendung gegen die eigene Person möglich, d. h. unter Beibehaltung der bisherigen biologischen Auffassungen erklärbar? Es entspricht ganz den methodischen Prinzipien der Analyse, hier ein Ursprünglicheres anzunehmen, auf dessen Bahnen die Wendung der Aggression gegen das eigene Ich erfolgen konnte. Dieses Ursprünglichere konnte nicht anders gedacht werden als eine triebhafte, irgendwie selbstzerstörend wirkende, in ihrer Wirkungsweise aber zunächst unbekannte Tendenz.

Dieses Problem war in einer gewissen Annäherung schon in der Sexualtheorie gegeben. Freud formuliert es mit der Frage, ob der Sadismus oder der Masochismus das Primäre, d. h. biologisch Ursprüngliche sei. Schon damals zog Freud die analogen Probleme aus der Entwicklung rein libidinöser Triebe heran, um festzustellen, daß ein dem narzißtischen Stadium analoges im Gegensatz zu anderen Partialtrieben, wie z. B. zum Exhibitionismus, beim Sadismus fehle oder sich nicht formulieren lasse.

Die erwähnten klinischen Erscheinungen und die grundsätzliche methodische Forderung nach einem ursprünglichen Modell in Analogie mit den parallelen Aufstellungen der Libidolehre mußten also zur Annahme einer irgendwie im eigenen Innern wirkenden „selbstzerstörenden" Tendenz führen. Diese wäre dann, analog dem primären Narzißmus, eine Art von primärer Destruktion. Die objektlibidinösen Tendenzen korrespondieren mit der auf

die Objekte gewendeten Aggression. Die Erscheinungen des sekundären Narzißmus entsprechen jenen der sekundären Destruktion.[4]

Eine solche Durchführung der Analogien wird gestützt durch die Feststellung, daß zwischen Aggression und Selbstdestruktion ähnliche Schwankungen bestehen wie zwischen narzißtischer und objektgerichteter Libidoposition. Die Aggression kann ebenso nach innen gewendet werden, wie die Selbstdestruktion, wenn sie bedrohliche Grade erreicht, ihr Ventil durch eine „Wendung nach außen" in die Aggression findet.

Hier bleibt also das Problem: Wenn sich die Annahme eines primären Stadiums des Destruktionstriebes theoretisch als unabweisbar zeigt, wie ist dann eine solche Tendenz formulierbar? Zur Beantwortung dieser Frage entwickelt Freud alle jene Gedankengänge, die zu so viel Mißverständnis und so viel Widerspruch führten.

E. Weiss spricht in diesem Zusammenhang im Anschluß an Federn von einem „medialen Todestrieb": „Darunter verstand ich jene destruktive Energie, vermöge welcher wir altern und sterben". Da er diese Energie in Analogie zur Libido der Sexualtriebe Destrudo nennt, spricht er von einer medialen, nach außen gewendeten und reflexiven Form derselben. Eine weitere Angabe über die mediale Destrudo als die oben erwähnte, wird nicht gemacht, trotzdem aber am Schluß mit Rücksicht auf „die Tatsache, daß die Destrudo in mannigfaltigster Art für die Selbsterhaltung und Verteidigung des Individuums unerläßlich ist", die „Unsicherheit begründet, die Destrudo ohne weiteres für eine Kraftäußerung eines Todestriebes zu halten."

Immerhin zeigt die Weisssche Formulierung der medialen (primären) Destrudo, daß ihre nähere Bestimmung ohne weitere Annahmen nicht möglich ist.

Die Theorie von den Urtrieben. Die bisher entwickelte theoretische Problematik des vierten Schrittes wird nun ergänzt, zusammengefaßt und zu lösen versucht durch die weitere Theorie von den Urtrieben. Als solche unterscheidet Freud die Lebens- und die Todestriebe. Diese Theorie wird nicht auf Grund neuen psychologischen Materials oder überhaupt psychologischer Fragestellungen gebildet, sondern erfolgt im Zusammenhang mit theoretischen Problemen, die durch die bisherigen Aufstellungen gefordert wurden und deren Lösung sie anstrebt. Insofern stellt sie einen theoretischen Über-, bezw. Unterbau dar und ist im Verhältnis zu der auf Grund klinisch-psychologischer Tatsachen und Probleme bisher aufgebauten Triebtheorie eine Theorie zweiten Grades. Da sie fast völlig auf biologischen Erwägungen ruht, ist die Urtriebtheorie eine

4) Vgl. die Arbeit von E. Weiss: „Todestrieb und Masochismus", Imago XXI, 1935, S. 393 ff.

biologische Triebtheorie: Die Lebens- und Todestriebe sind als solche psychologisch nicht faßbar, sondern rein von der Hypothese geforderte biologische Triebe. Aus dieser Auffassung ergibt sich unmittelbar, daß man streng genommen die Urtriebtheorie nur im Zusammenhange theoretischer Erörterungen, niemals aber solcher klinisch-empirischer Natur heranzuziehen hätte; zur Klärung dieser Tatbestände reichen die Begriffe der Aggressions-, bezw. Destruktionstriebe aus.

Eine solche scharfe Trennung der Begriffe ist meines Erachtens geeignet, gewisse Irrtümer zu vermeiden und die Klarheit der klinischen Beschreibung zu sichern.

Die Art, wie Freud die Todestrieblehre einführte, hat einigermaßen Verwirrung gestiftet, vor allem in der Frage der Beziehung zwischen Wiederholungszwang und Todestrieb. Daher sei gleich hier hervorgehoben, daß der Wiederholungszwang von Freud zur Ableitung des Todestriebes verwendet wird, daß aber dessen Ableitung mit Hilfe des Wiederholungszwanges keine notwendige ist. Aus den Arbeiten Freuds lassen sich im Grunde zwei Arten der Ableitung der Todestrieblehre feststellen. Ich möchte sie als die spekulative und die theoretische einander gegenüberstellen. Die spekulative ist in „Jenseits des Lustprinzips" gegeben und die eigentlich durchgeführte. Die theoretische ist in verschiedenen zerstreuten Andeutungen niedergelegt, die sich zu einem Ganzen ordnen lassen. Zunächst sei die spekulative besprochen.

Die spekulative Begründung der Todestrieblehre. Es geht über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus, die Gründe, die zur Aufstellung des Wiederholungszwanges führten, und die Problematik, die mit seiner Aufstellung verbunden ist, näher zu erörtern. Als Resultat ergab sich die Notwendigkeit, einen vom Lustprinzip unabhängig wirkenden Regulationsmechanismus anzunehmen, der viel ursprünglicher, d. h. historisch früher und elementarer schien als das Lustprinzip und schließlich als ein Urprinzip, eine Ureigenschaft des Lebens aufgefaßt wurde. Als solche ist er auch das Charakteristikum aller Triebe, also nicht etwa nur des Todestriebes.

Der Begriff des Wiederholungszwanges ist kein eindeutiger; er enthält mehrere Bestandteile. 1. Der Wiederholungszwang ist Ausdruck der „Trägheit" der lebendigen Substanz, der „Abneigung, eine alte Position einer neuen zuliebe zu verlassen", also einer konservativen Tendenz, die das Gegebene immer wieder festzuhalten trachtet. 2. Daraus ergibt sich das Festhalten von Anpassungen, von Umwegleistungen als Reaktionen auf Störungen des bisherigen Ablaufs: „Prägsamkeit des Lebens". Die erworbenen Anpassungen werden festgehalten und reproduziert. Hierher gehört das biogenetische Grundgesetz und überhaupt der Reproduktionsbegriff der Biologie. 3. Die

konservative Natur des Lebens äußert sich aber nicht allein im Festhalten und Reproduzieren der einmal gegebenen Abläufe, sondern auch in einer rückwärts gewendeten Tendenz, die aufgezwungenen Anpassungen zu überwinden, gleichsam abzustoßen und die ursprünglichen, d. h. historisch früheren Situationen wiederherzustellen. Hier wird die Trägheit, die konservative Natur zur aktiven „Sehnsucht nach dem Alten", d. h. zur regressiven Tendenz. Diese Formulierung wird für die Ableitung der Todestriebe von Bedeutung. 4. In seiner energetischen Fassung erweist sich der Wiederholungszwang als ein Spezialfall der Abfuhrtendenz. Die durch traumatische Reize ausgelösten großen Energiemengen werden durch Gegenbesetzung gebunden und dann allmählich unter Wiederholung der traumatischen Situation zur fraktionierten Entladung gebracht. Hierher gehören die Träume der Unfallsneurotiker, das Kinderspiel, die Erscheinungen der Übertragungssituation in der Analyse usw.

Freud verwendet die historische Formulierung des Wiederholungszwanges, daß er das jeweils Frühere wieder herzustellen bestrebt ist, um den Todestrieb abzuleiten. Das Früheste des organischen Lebens ist der Augenblick seiner Entstehung aus der anorganischen toten Substanz. Das Beharrungsgesetz der physikalischen Natur, das nur der Veränderung widerstrebt, wird — gleichsam — in der biologischen Welt zu einer aktiven Tendenz nach rückwärts im historischen, zur Entspannung, zur absoluten Ruhe im energetischen Sinne. Damit werden aber auch die Schwierigkeiten dieser spekulativen Ableitung deutlich. Von den hypothetischen Belastungen, die ihr zahlreich anhaften, können wir ohne weiteres absehen; ebenso vom berechtigten Einwand der Extrapolation, den Federn und nach ihm E. Weiss erhoben haben. Die Ableitung hat den weiteren Nachteil, daß der Todestrieb der ursprüngliche Trieb ist, die Lebenstriebe aber später im Anschluß an Zufälle der Entwicklung entstanden sind. Dies führt zu einer Unterordnung der Lebens- unter die Todestriebe, etwa wenn Freud in „Jenseits des Lustprinzips" meint, daß die ersteren im Grunde genommen im Dienste der letzteren wirken. Nach dieser Auffassung hätten die Lebenstriebe alle Möglichkeiten von Spannungen zu realisieren, um sie dann der entspannenden Ablaufstendenz des Todestriebes zu überantworten. Der spekulative Ansatz Freuds ist tatsächlich so pessimistisch: Das eigentliche Wesen des Lebens ist der Tod.

Eine solche Unterordnung der Lebenstriebe unter die Todestriebe scheint aber theoretisch nicht ganz gerechtfertigt; zumindest ist sie im umgekehrten Sinne ebenso möglich und berechtigt. Freud korrigiert diese Auffassung in der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", indem Lebens- und Todestriebe als gleichzeitig und nebengeordnet wirkende

Triebe aufgefaßt werden. Das Leben ist Todes- und Lebenstrieb zugleich.

Die theoretische Ableitung der Todestrieblehre. Der erste, pessimistisch scheinende Ansatz ist darauf zurückzuführen, daß die Annahme von Lebenstrieben theoretisch nicht in gleichem Maße dringlich nahegelegt wurde wie jene der Todestriebe. Wenn ihre Annahme in einem gewissen Sinne theoretisch trotzdem gefordert wird, so geschieht dies weniger aus psychologisch-theoretischen Gründen als auf Grund biologischer Erwägungen. Die Sexualität als Beziehung verschiedengeschlechtlicher Keimzellen, bezw. ihrer Träger, tritt erst im Laufe der phylogenetischen Entwicklung in Erscheinung. Sie müßte also eine Neuerwerbung oder — wahrscheinlicher — eine unter gewissen Bedingungen, vielleicht im Dienste der Anpassung, notwendig gewordene Modifikation eines älteren Triebes sein, der etwa die allgemeinsten Charaktere der Sexualtriebe aufwies: die Tendenz, Bindungen herzustellen oder, energetisch, Spannungen zu erzeugen.

Die Konzeption der neuen Trieblehre ging aber offenbar vor allem von der theoretischen Notwendigkeit aus, das Problem der primären Destruktion zu lösen. Ich habe oben gezeigt, welche Erwägungen zu diesem Problem führten, und kann es mir daher ersparen, sie hier zu wiederholen. Die Frage erfährt aber noch eine gewisse Erweiterung.

Es entspricht ganz der biologischen Orientierung der Psychoanalyse und der bisher verfolgten biologischen Fundierung der Triebtheorie, für die im eigenen Innern wirkende Destruktion ein vorgegebenes biologisches Modell zu suchen. Das Problem ist also, das biologische Modell für eine im Psychischen wirkende primäre Zerstörungstendenz, deren Annahme theoretisch nahegelegt wurde, zu formulieren. Wie früher die Aggression in ihren Zielen der Libido widersprach, so widerspricht die Wendung gegen das Ich dem Prinzip des Lebens, sich selbst zu erhalten, — wenn nicht im Leben selbst etwas enthalten ist, das eine solche Rückwendung ermöglicht. Die Fragen, die wir hier zu erörtern haben, sind: 1. Wie ist die primäre Destruktion zu formulieren? 2. Wie ist das angenommene „biologische Entgegenkommen" aufzufassen?

Die Frage nach dem ursprünglichen Modell für die (primäre und sekundäre) Selbstvernichtungstendenz muß zur Frage nach dem Tode führen. Die Frage nach dem Wesen des Todes und seiner Stellung innerhalb des Lebens ist in gewissem Sinne mit jener identisch und müßte zur Lösung des Problems beitragen können. Die Beziehung zwischen Leben und Tod wäre sonach, wenn es ein biologisches Modell für die Selbstzerstörung gibt, notwendig als eine innigere zu denken, als man anzunehmen geneigt ist, oder, mit anderen Worten, die Beziehung zum Tode muß eine Wesenseigenschaft des Lebens sein. Diese Fragestellung führt direkt

zur Biologie und reduziert sich auf die Alternative: Ist der Tod nur die Folge einer Schädigung von außen oder gibt es ein natürliches Ende des Lebens? In der ersten Auffassung ist das Leben theoretisch ein ewiger Prozeß, der nur durch die Zerstörung von außen her sein Ende findet. In der zweiten ist der Tod ein notwendiger Bestandteil des Lebens. Die verschiedene Auffassung vom Wesen des Todes korrespondiert mit einer bestimmten Auffassung vom Wesen des Lebens.

Es würde zu weit führen, die hierher gehörenden biologischen Tatsachen und Überlegungen anzuführen. Dies sei einer anderen Darstellung vorbehalten. Hier genüge die Beschränkung auf zwei Fragen und ihre Beantwortung. Die eine Frage ist die eben gestellte und ihre Beantwortung lautet in der vorsichtigen Formulierung Freuds aus „Jenseits des Lustprinzips": Es gibt eine Reihe von Tatsachen, die für einen natürlichen Tod sprechen, zumindest aber keine, die eine solche Annahme unbedingt ausschließen.

Die zweite Frage lautet: Ist der natürliche Tod, der ja nicht das Keimplasma, sondern nur das Soma erfaßt, ein phylogenetischer Erwerb (ermöglicht durch die Entstehung des vielzelligen Organismus), der mit dem eigentlichen Wesen des Lebens nichts gemein hat? Es scheint, daß auch hier die Antwort möglich ist, daß sich in der phylogenetischen Entwicklung nur etwas differenziert, was integriert schon beim Einzeller vorhanden ist, d. h. der natürliche Tod ist eine ursprüngliche „Eigenschaft" des Lebens. Angesichts der allgemeinen Triebhaftigkeit des Lebens ist also auch das Sterben etwas triebhaft Angestrebtes. Was bedeutet das im dynamischen Sinne?

Für die Auffassung des Lebens als eines individuellen Systems, das sich „kreislaufartig" um eine bestimmte Gleichgewichtslage reguliert, ist der Tod etwas Systemfremdes, reine Zerstörung von außen. Für die „lineare" Ablaufskonzeption des Lebens ist der Tod etwas Lebenswesentliches, das Ziel, auf das hin das ablaufende Leben getrieben wird. Leben ist demnach Sterben, ist ein Ablauf zum Tode, zum Potential Null. Der Freudschen Auffassung des Lebens entspricht m. E. weder die eine noch die andere, sondern ein Drittes: die Vereinigung beider. Das lebendige System wird von zwei Tendenzen beherrscht, das Leben läuft zum Potential Null, erzeugt aber gleichzeitig neue Spannungen. Es ist, mit einem Bilde Asters zu reden, eine Uhr, die sich immer wieder selbst aufzieht. Beim Individuum führt das Leben scheinbar unvermeidlich zum Tode. Begreifen wir aber alles Leben nach Vergangenheit und Zukunft hin und über die individuelle Erscheinung hinaus als einen einheitlichen Prozeß, dann wird die Richtigkeit dieses Bildes offenbar: Der Kampf der Giganten erzeugt immer wieder neue Formen des Lebens und immer wieder neues Sterben in einem unaufhörlichen, scheinbar unendlichen Prozeß.

Die Bedeutung der Todestriebtheorie. Was leistet nun diese Konzeption zur Klärung der theoretischen Probleme und für die Vereinheitlichung der verschiedenen theoretischen Ansätze? Nicht alles, aber viel.

Das biologische Modell der primären Destruktion ist also der Todestrieb, der als Ablaufstendenz zur absoluten Ruhe, zum Potential Null hin formuliert werden kann. Primäre Destruktion, Aggression und alle Formen ihrer Rückwendung nach innen lassen sich theoretisch einheitlich aus dem Todestrieb begreifen, allerdings nur mit Hilfe gewisser Konstruktionen, denen zwar manche Schwächen anhaften mögen, die sich aber auf gewisse Beobachtungen stützen.

Behandeln wir zuerst das Thema der Aggression. Die Tatsache einer Wendung der Aggression gegen die eigene Person, aber ebenso die beobachtbare neue Wendung dieser rückgewendeten Destruktion als Aggression gegen die Außenwelt legen es nahe, ähnliche Vorgänge und Zusammenhänge zwischen primärer Destruktion und Aggression nach außen anzunehmen, nämlich, daß die primäre Destruktion unter gewissen Bedingungen sich „nach außen kehre". Das gleiche wird durch die Feststellungen der Massenpsychologie nahegebracht. Die Bindung der aggressionsbereiten Einzelnen zu einer organisierten Masse und die damit einhergehende Ablenkung der Aggressionen auf ein außerhalb der Masse liegendes Stück Außenwelt, den sogenannten „Widersacher", sei es eine Gegenidee oder eine „Gegenmasse", gibt zusammen mit der erwähnten klinischen Beobachtung das *ontogenetische Modell (E. Kris)* ab, auf Grund dessen dann das phylogenetische Modell konstruiert werden kann. Nach diesem wurde vermutlich mit der Entstehung des vielzelligen Organismus aus dem Einzeller die Selbstdestruktion der nun aneinander gebundenen Zellen, vielleicht mit Hilfe libidinöser Triebe, unschädlich gemacht und teilweise als Aggressionstrieb in irgendeiner Form nach außen gewendet.

Versuchen wir jetzt eine Gesamtaufstellung der erreichten Triebeinteilung in Analogie mit den parallelen Begriffsbildungen der Libidotheorie. Wir haben demnach folgende Gegenüberstellung:

Lebenstriebe (Eros)	Todestriebe (Ursadismus, Urmasochismus).
Die Sexualtriebe:	Die destruktiven Triebe:
Primärer Narzißmus	Primäre Destruktion
Objektlibido	Objektgerichtete Aggression
Sekundärer Narzißmus	Rückgewendete Aggression (sek. Destr.)

Diese konsequente Gegenüberstellung entspringt keineswegs einem Bedürfnis nach systematischer Reihenbildung, sondern soll bei der Diskussion der Frage nach den manifesten Erscheinungen der Todestriebe eine Rolle spielen.

Die Bezeichnungen Lebenstriebe und Sexualtriebe sowie Todestriebe und Destruktionstriebe werden von Freud synonym und ohne jede Abgrenzung verwendet. Eine scharfe Trennung, insbesondere der letzteren, scheint tatsächlich nicht möglich; dennoch wollen wir hier aus heuristischen Gründen eine gewisse Abgrenzung versuchen.

Die Lebens- und die Todestriebe sind rein biologische, im Organischen wirksame Triebe, die sich in irgendeiner Form auch im Psychischen widerspiegeln. Die Sexualtriebe sind nur eine spezialisierte Form der Lebenstriebe. Ähnliches gilt vom Begriff der destruktiven Triebe. Beide Termini sind eigentlich nur begriffliche Zusammenfassungen aller libidinösen Erscheinungen auf der einen, aller destruktiven, bezw. aggressiven auf der anderen Seite. Eine Frage nach den Manifestationen dieser Triebe ist also durch den Hinweis auf alle zu diesem Gebiet gehörigen direkten oder abgewandelten Tatsachen zu beantworten. Die Erscheinungen der Sexualtriebe sind hinlänglich bekannt; ebenso die der „nach außen gerichteten" und rückgewendeten Aggression. Bleibt also die Frage nach der psychischen Repräsentation der primären Destruktion analog jener des primären Narzißmus.

Gibt es nun seelische Tatsachen, welche als Ausdruck dieser primären Destruktionstendenz zu werten wären? Der Umstand, daß diese Frage überhaupt gestellt wird, sowie der andere, daß diese primäre Destruktionstendenz erst theoretisch erschlossen werden mußte, ist gleichbedeutend mit der Annahme, daß es sich um „stille Triebe" handeln muß. Die primäre Destruktion muß also definiert werden etwa als die destruktive Energie, vermöge welcher wir auch psychisch altern und sterben (vgl. E. Weiss). Der richtige Satz, man komme ohne den Begriff der medialen Destrudo nicht aus, beinhaltet nur die Notwendigkeit der Annahme der Existenz einer solchen Triebkraft, definiert sie aber nicht. Um diese Definition zu gewinnen, war der Umweg über die Biologie notwendig. Dieses Faktum wird in den Diskussionen über den Todestrieb meist übersehen.

Anders als definitorisch ist die primäre Destruktion also nicht zu bestimmen. Dann bleibt aber noch die Frage, ob es, wenn nicht unmittelbare, so doch mittelbare Auswirkungen dieser primären Destruktion gibt. Zwei Tatsachen können zur Beantwortung dieser Frage herangezogen werden: das Ruhebedürfnis und das Leidbedürfnis. Es fällt m. E. nicht schwer, ein triebhaftes Verlangen nach Ruhe plausibel zu machen. Das Ruhebedürfnis tritt nicht nur als Folge der Ermüdung auf, sondern in natürlicher Abwechslung mit Phasen der Tätigkeit oder inmitten derselben als ein gleichsam vernachlässigtes primäres Bedürfnis, das nun seine Befriedigung verlangt. Das Bedürfnis nach Ruhe scheint den psychischen Apparat ebenso zu beherrschen wie das Bedürfnis nach Lust; und gerade das vereinigte

Auftreten beider Tendenzen an den Sexualtrieben hat zur ursprünglichen Gleichsetzung beider geführt. Auch das triebhafte Bedürfnis nach Schlaf, bezw. das triebhafte Einschlafen, scheinen der Ausdruck dieses triebhaften Ruhestrebens zu sein.

Viel schwieriger ist die Beziehung zwischen primärer Destruktion und dem Leidbedürfnis nachzuweisen. Freud führt in diesem Zusammenhang den Begriff des erogenen Masochismus ein, der in einem gewissen Maße zu den normalen Erscheinungen gerechnet werden kann und durch das Ziel der Schmerzlust, allgemeiner durch ein Leidbedürfnis, ausgezeichnet ist. Die Annahme, daß nicht alle primäre Destruktion nach außen gewendet wird, sondern daß ein gewisser Teil im Inneren wirksam bleibt, der, libidinös gebunden oder gemildert, als sogenannter erogener Masochismus erst in Erscheinung tritt, stellt den Versuch dar, eine direkte Verbindung zwischen dem angenommenen primären Destruktionstrieb und den Erscheinungen des Masochismus herzustellen.

Federn will den erlebnismäßigen Niederschlag der primären Destruktion in extremen Fällen melancholischer Verstimmung gefunden haben. Er sieht ihn im lustlosen Leid der Melancholischen und stellt dem Lust-Unlustprinzip, das dem Eros entspricht, konsequent ein dem Todestrieb korrespondierendes Pein-Unpeinprinzip gegenüber. Daß es ein Bedürfnis nach Leid gibt, und daß dieses genetisch auf die Destruktionstriebe zurückzuführen ist, ist ein Hauptgedanke der Freudschen Todestriebtheorie. Wir haben gerade gesehen, mit Hilfe welcher Annahmen dieser Gedanke gestützt werden soll. Ob das lustlose Leid der Melancholiker auf ein „Bedürfnis" zurückgeht, das seinerseits eine unmittelbare Äußerung der im Psychischen wirkenden primären Destruktion ist, muß dahingestellt bleiben. Wie die Angst Ausdruck der Gefahr für das Leben ist, scheint die Verstimmung und vielleicht gerade diese absolut lustlose Verstimmung Ausdruck einer schweren Hemmung von Lebensprozessen zu sein. Es will uns scheinen, daß Federn diese Erklärungsmöglichkeit nicht auszuschließen vermochte. Jedenfalls kommt in seiner Aufstellung die allgemeine Schwierigkeit zu Tage, daß die psychische Repräsentanz des im Biologischen auf Spannungsausgleich wirkenden Todestriebes nicht allein im Ruhe-, sondern auch im Leidbedürfnis gegeben sein soll.

Die spezielle Schwierigkeit der Konstruktion Federns liegt aber gerade darin, daß er erstens eine viel unmittelbarere Beziehung von Leidbedürfnis und Todestrieb annimmt als Freud, der es als kompliziertes Mischungsverhältnis ansieht. Zweitens, daß er an Stelle des Leidbedürfnisses gleich ein Regulationsprinzip supponiert, das das seelische Geschehen auf Leid hin reguliert, d. h. die Entstehung von Leidlosigkeit („Unpein") zu

verhindern hat. Ich muß gestehen, daß mir im Gegensatz zu E. Weiss eine solche Annahme Schwierigkeiten bereitet.

Als relativ unmittelbare seelische Spiegelung des Todestriebes, der primären Destruktion, wäre das Ruhebedürfnis anzusehen. Das Leidbedürfnis ist erst mittelbar unter Zuhilfenahme der Legierungstheorie vom primären Destruktionstrieb abzuleiten. Auch die Lust, den anderen Leid zuzufügen, ist nach Freud nicht unmittelbar Ausdruck der nach außen gewendeten Primärdestruktion, sondern Folge eines Mischungsverhältnisses.

Fassen wir zusammen: Mit Hilfe der biologischen Todestriebtheorie ist eine Formulierung der theoretisch geforderten primären Destruktion möglich geworden und weiterhin, allerdings unter Heranziehung verschiedener Hilfshypothesen, eine vereinheitlichte Auffassung der destruktiven und aggressiven Erscheinungen erzielt worden. Der heuristische Wert dieser Annahmen scheint mir unverkennbar zu sein.

Damit ist aber die vereinheitlichende Funktion dieser Theorie noch nicht erschöpft.

Die Prinzipien und die Triebe. Ich habe bei der Besprechung des Triebbegriffs der Sexualtheorie darauf hingewiesen, daß die Triebe und der funktionierende seelische Apparat einander gegenübergestellt wurden. Wurden auf der einen Seite die Eigenschaften der Triebe studiert, so war es auf der anderen Seite notwendig, über die Arbeitsweisen dieses Apparates gewisse Annahmen zu machen: Er regulierte sich nach gewissen Tendenzen oder Prinzipien. Welche ist nun die Beziehung zwischen den Trieben und diesen Prinzipien? Die Triebe, als aus dem Organischen aufsteigende Energiespannungen, werden analog den Außenreizen als „störende" Einwirkungen auf den seelischen Apparat aufgefaßt, die den seelischen Regulationen unterliegen. Dies ist der eigentliche Sinn der Definition der Triebe als Arbeitsanforderungen an den seelischen Apparat. Wie man diese störenden Reize einteilt, scheint tatsächlich zunächst eine untergeordnete Frage im Vergleich zu der Auffassung einer grundsätzlichen Arbeitsweise des seelischen Apparates gegenüber allen von außen oder innen kommenden Reizen.

An dieser Gesamtauffassung ist nochmals zu unterstreichen, daß die Triebe nicht etwa das Ganze des seelischen Geschehens lenken, sondern nur Energiequellen und Reizursachen sind, die die regulierenden Tendenzen des seelischen Apparates in Bewegung setzen.

Die Grundannahme Freuds ist, daß der Apparat von einer Tendenz beherrscht wird, die auf völlige Entspannung oder auf ein möglichst-niedrig-Halten der anlangenden Reizgrößen gerichtet ist. Diese Tendenz wurde anfangs gleichgesetzt mit dem Lustprinzip, da Spannungen Unlustgefühle her-

vorzurufen schienen, die Entspannungen Lustgefühle. Allerdings ließen sich verschiedene Erscheinungen dieser Annahme nicht einordnen. Eine Modifikation dieses Lustprinzips war das Realitätsprinzip, das besagte, daß die Lust nicht mehr unmittelbar und direkt, sondern auf realitätsangepaßten Umwegen und in zeitlicher Erstreckung gesucht wurde.

Es erwies sich aber aus den bekannten Gründen als notwendig, das Lustprinzip von der Grundtendenz nach Entspannung oder möglichst niedrigem Spannungsniveau abzutrennen. Über diese Grundtendenz wurden verschiedene Auffassungen erwogen. Es schien als Konstanzprinzip auf die Erhaltung einer bestimmten Spannungshöhe abgestellt zu sein, d. h. das individuelle psychische System regulierte sich auf eine bestimmte Gleichgewichtslage hin. Alles, was dieses Gleichgewicht in Abweichung nach oben oder unten zu stören schien, wurde der Regulation auf die Normalspannung hin unterworfen. Es ist die Auffassung des Lebens als eines kreislaufförmigen Geschehens um eine bestimmte Gleichgewichtslage, die sich in der Annahme des Konstanz- oder Stabilitätsprinzips ausdrückt. Das Lustprinzip, das das seelische Geschehen in die Richtung auf den Endzustand Lust determiniert, konnte dann als eine Modifikation des Konstanzprinzips definiert werden. Alles, was sich der konstanten Spannungsgröße oder dem Stabilitätszustand näherte, wurde lustvoll, was sich davon entfernte, unlustvoll empfunden.

In dem Momente aber, als die entscheidende Auffassung des Lebens geändert und dieses nicht als kreislaufförmiges, sondern als ablaufartiges, lineares Geschehen definiert wurde, mußte auch die Grundtendenz eine Änderung erfahren. Das Konstanzprinzip wurde daher folgerichtig durch das Nirwanaprinzip ersetzt, das die Tendenz auf völligen Ausgleich der Potentialdifferenz, auf Ablauf bis zum Nullpotential zum Inhalt hatte.

Somit bleiben, wenn wir vom Wiederholungszwang[5] absehen, die Regulationen auf absolute Entspannung, auf Lust und auf Realitätsanpassung (Nirwana-, Lust-, Realitätsprinzip). Das Realitätsprinzip bleibt der Auffassung nach eine Modifikation des Lustprinzips. Die Beziehung zwischen Nirwanaprinzip und Lustprinzip ist im Verhältnis zur vorhergehenden Auffassung, daß das Lustprinzip als eine Spezialform des Konstanzprinzips anzusehen

5) Zu den Regulationen wäre noch der Wiederholungszwang zu zählen. Er ist ein allgemeines Regulationsprinzip, das zunächst Energien bindet, d. h. sie aus dem „strömenden" in den „Ruhestand" überführt. Es scheint kein Zweifel, daß es eine solche Regulationstendenz gibt. Auch die Arbeitsweise des Ichs hat diese Möglichkeit einer Bindung, eines Aufhaltens, Statischmachens von Spannungen zur Voraussetzung. Ebenso scheint der Wiederholungszwang die Voraussetzung aller anderen Regulationen zu sein. Eindringende Reizgrößen müssen, soweit sie nicht im Laufe der phylogenetischen Anpassungsprozesse „Bahnungen" erfahren haben, oder wenn sie die Kapazität dieser Bahnung überschreiten, zunächst aufgehalten, gebunden werden, ehe die anderen Regulationen einsetzen.

sei, geändert. Beide entsprechen verschiedenen Tendenzen. Das Streben nach Lust auf der einen, das nach Ruhe auf der anderen Seite sind die Hauptregulationen des seelischen Geschehens.

Es ist klar, daß eine bloße Gegenüberstellung der Regulationsprinzipien des seelischen Apparates und der von außen als Arbeitsanforderungen sich bemerkbar machenden Triebe nur eine vorläufige sein konnte. Das heuristische Prinzip, zu verfolgen, wie weit sich die gesamte seelische Organisation und ihre Arbeitsweisen auf den Trieben aufbauen, mußte zur Frage führen, ob die Triebe die Ablaufstendenzen des seelischen Geschehens beeinflussen, das ist aber die Frage nach der Beziehung zwischen den Prinzipien und den Trieben.

Eine solche Fragestellung konnte umso leichter zustandekommen, als der Triebbegriff im Laufe der Entwicklung der Triebtheorie eine Veränderung erfahren hatte. Ursprünglich galt der Trieb als eine aus organischen Quellen stammende Energiespannung, die automatisch auf ein immanent gegebenes Ziel gerichtet war, das auf dem Umweg über ein Objekt erreicht wurde und letzten Endes in einer Veränderung des Ursprungsorgans, in einer Restitution auf seinen Zustand vor der Erregung bestand. Dieser Auffassung entsprach die Wahl des Begriffs der Quelle als geeignetes Kriterium für eine Einteilung der Triebe.

Die Unmöglichkeit, solche Quellen für alle Triebe zu finden, und die Schwierigkeit ihrer hypothetischen Konstruktion stellten, besonders für die Ichtriebe, das Kriterium des Zieles in den Vordergrund, ohne daß die Grundauffassung des Triebes wesentlich abgeändert zu werden brauchte. Das Ziel bestand äußerlich in der Durchführung der Zielhandlung am Objekt, innerlich in der erreichten Entspannung, z. B. bei den Aggressionstrieben.

Der Theorie von den Urtrieben (Lebens- und Todestriebe) liegt aber ein wesentlich veränderter Triebbegriff zugrunde. Hier ist der Trieb nicht eine an das Seelische herantretende Energiespannung, die aus einer organischen Quelle stammt und auf die Aufhebung des Reizzustandes im Ursprungsorgan abzielt, sondern ein richtunggebendes oder -nehmendes „Etwas", das die Lebensprozesse in eine bestimmte Richtung lenkt. Der Akzent liegt nicht mehr auf der Energielieferung, sondern nur auf der Funktion der Richtungsbestimmung.

Die Prinzipien sind aber auch nichts anderes als ein den Ablauf der seelischen Prozesse in eine bestimmte Richtung hin „determinierendes Etwas". Die Begriffe Trieb, Prinzip, Regulation erscheinen demnach einander sehr angenähert. Wie die Triebe die Abläufe der biologischen Vorgänge regulieren, so natürlich auch die seelischen. Die strenge Gegenüberstellung eines von Prinzipien regulierten seelischen Apparats und von außen ein-

dringender Triebe war nicht mehr haltbar, da die Triebe als Grundprinzipien des Lebens aufgedeckt worden waren. Daraus ergab sich die Möglichkeit der Zuordnung der Prinzipien zu den Trieben.

Es würde zu weit führen, diese Fragen hier genauer zu erörtern. Es ist bekannt, wie Freud eine solche Zuordnung vornahm. „Das Nirwanaprinzip drückt die Tendenz des Todestriebes aus, das Lustprinzip vertritt den Anspruch der Libido, entspricht also den Lebenstrieben. Das dritte Prinzip, das Realitätsprinzip, eine Modifikation des Lustprinzips, drückt den Einfluß der Außenwelt aus." Die Verbindung der beiden Hauptprinzipien wird in der Weise gedacht, daß die Lebenstriebe eine Modifikation in der Ablaufsform der Entspannungsprozesse bewirken, die mit dem Auftreten von Lust verbunden ist.

Fenichel stellt in seinen Bemerkungen „Zur Kritik des Todestriebes" die beiden hier im Umriß gegebenen Triebbegriffe einander gegenüber, aber nur, um den Triebbegriff der Urtriebtheorie an jenem der Sexualtheorie zu messen und ihn schließlich zugunsten des letzteren zu verwerfen. Ein solches Verfahren setzt die Begründung der Bevorzugung des einen Triebbegriffs vor dem anderen voraus.

Es ist Fenichel durchaus zuzustimmen, daß die „Richtigkeit" jeder Triebeinteilung sich aus ihrer heuristischen Brauchbarkeit ergibt. Eine solche Auffassung ist dem gegenwärtigen Stand und den gegenwärtigen Möglichkeiten einer Triebtheorie durchaus adäquat. Dann ist aber auch der heuristische Zweck, der der Aufstellung der verschiedenen Teile der Triebtheorie zugrundeliegt, notwendigerweise heranzuziehen. Dann wird sich für eine aus theoretischen Gründen gegebene Triebtheorie, wie z. B. die Urtriebtheorie, eine andere Überprüfung auf die „heuristische" Wertigkeit ergeben als etwa für eine auf Grund klinischen Materials gewonnene. Daß beiden kein einheitlicher Gesichtspunkt zugrundegelegt werden kann, ist vielleicht bedauerns-, aber nicht tadelnswert, wenn gegenwärtig keine anderen Möglichkeiten gegeben sind.

Die Frage der Kriterien hat Bernfeld in seinem Aufsatz „Über die Einteilung der Triebe" in den Mittelpunkt der Erwägung gezogen. Er stellt ein psychoanalytisches Kriterium einem physiognomischen gegenüber. Beide Kriterien werden mit der Triebtheorie insofern in einen Zusammenhang gebracht, als behauptet wird, daß bei der früheren Triebtheorie das psychoanalytische Kriterium hauptsächlich maßgebend war, jetzt aber mehr das physiognomische. Offenbar werden hier zwei verschiedene Begriffe nicht auseinandergehalten, und zwar der Begriff der Einteilung der Triebe und jener der Zuordnung der jeweils vorliegenden, individuellen seelischen Triebäußerung zu den als klassifiziert bereits vorausgesetzten Triebgruppen.

Daß das Problem der Triebklassifikation „auf Grund der Bearbeitung des psychologischen Materials“ nicht zu lösen ist, haben wir unter Zitierung Freuds schon eingangs betont. Die Klassifikation muß, anderweitig begründet, an das psychologische Material herangebracht werden, da dieses die Annahme beliebig vieler Triebe erlaubt. Mit der Gewinnung einer Triebeinteilung beginnt erst das andere Problem der Zuordnung. Die Ausführungen Bernfelds sind offenbar diesem Problem gewidmet.

Eine solche Zuordnung kann nun auf zweierlei Weise erfolgen: Durch Aufdeckung des genetischen Zusammenhanges mit einem primären Triebgeschehen, etwa — am besten — auf dem Wege der psychoanalytischen Methode (psychoanalytisches Kriterium), oder auf Grund der phänomenologisch gegebenen Eigentümlichkeiten einer seelischen Äußerung, die die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Trieb nahelegen (physiognomisches Kriterium Bernfelds). Es ist zweifellos richtig, daß beide Wege gangbar sind, wenn auch der erstere den Vorzug der größeren Sicherheit besitzt. Es ist ebenso richtig, daß seit der Aufstellung der neuen Trieblehre das phänomenologische Kriterium in reicherem Maße in Zuordnungsfragen verwendet wird, als das psychoanalytisch-genetische; aber man möchte zweifeln, ob diese Praxis auch eine notwendige Folge der neuen Trieblehre darstellt.

Noch einige Worte über das Problem der Quantität. Die Verwendung des Zielbegriffs als eines bloß ordnenden Kriteriums widerspricht in keiner Weise der quantitativen Auffassung der Triebe. Anders, wenn die Zielqualität als primäres Merkmal der Triebe angesehen wird. Damit werden die Triebe zu seelischen Qualitäten, und die quantitative Betrachtung bleibt nur innerhalb der gleichen Triebgruppe (Sexual-, bezw. Aggressionstriebe) möglich. Es gibt zwei durch ihre Richtungsqualität unterscheidbare Energien (Libido und Aggressionstriebenergie oder, mit E. Weiss, Destrudo), zwischen denen ein Energieaustausch nicht stattfinden kann. (Das Problem der Zielverschränkung liegt auf einer ganz anderen Ebene.) So konsequent diese Auffassung ist, bereitet sie dennoch Schwierigkeiten, im Zusammenhang teils mit bestimmten klinischen Tatsachen, teils mit dem Begriff des narzißtischen Libidoreservoirs. Entsprechend der Annahme kann diese an sich indifferente, verschiebbare Energie „zu einer qualitativ differenzierten erotischen oder destruktiven Regung hinzutreten und deren Gesamtbesetzung erhöhen“ (Freud: Das Ich und das Es). Freud findet den Ausweg in der Annahme, daß bei den gegenüber den Destruktionstrieben plastischeren, ablenkbareren und verschiebbareren libidinösen Trieben eine Reduktion des Zieles bis auf das Ziel der bloßen „Abfuhr“, der bloßen Entspannung erfolgen kann, wobei die Objekte und Wege der Abfuhraktion „erst in zweiter Linie in Betracht kommen“. Das neutrale Energiereservoir stellt eine derart reduzierte Libido

dar, die dann Zuschüsse zu libidinösen und aggressiven Regungen liefern kann. Ein reiner Energiezuschuß, d. h. ohne Wirksamkeit der Zielqualitäten, wäre also nur von den libidinösen zu den aggressiven Trieben hin möglich und nur auf dem Wege über das indifferente Libidoreservoir.

Fassen wir zusammen; haben wir uns früher im Interesse der Verständigung einer größeren Schärfe der Begriffstrennung befleißigt, so wollen wir dies hier wieder einschränken und uns der tatsächlichen Struktur der Begriffe wieder annähern:

Die spannungerzeugenden biologischen Lebenstriebe; die Sexualtriebe; die auf die Erhaltung des Lebens zielenden Ichtriebe; das Lustprinzip, — das alles ist irgendwie miteinander verwandt.

Die auf den Spannungsausgleich hintreibenden Todestriebe; die Destruktionstriebe, die im Innern wirken; die nach außen gewendete Aggression; die Tendenz zur Ruhe, das Nirwanaprinzip; die Tendenz zum Leiden, das alles bildet ebenfalls eine verwandte Gruppe.

Die „mystischen" Triebkräfte, die hinter dem allen stehen, wirken jede in ihrer Richtung oder einander entgegen oder miteinander. Dann legieren sie sich: Als masochistische Lust am Leiden, als Sadismus, als Strafbedürfnis, als Selbsthaß, als aggressiver Ichtrieb usw.

Was wir Triebe nennen, wirkt richtunggebend auf ein biologisches Geschehen, im Körperlichen wie im Psychischen. Unter irgendwelchen Einflüssen differenziert es sich, konzentriert sich zu Spannungszentren, die sich an irgendein Organgeschehen als Quelle gebunden erweisen, wendet sich nach außen auf Objekte, strebt einem Ziele zu, das äußerlich in einer bestimmten Handlung am Objekt und am eigenen Körper, innerlich in der Aufhebung eines Reizzustandes besteht. Unklar, wie es zunächst im eigenen Innern wirkt. Klarer, wenn es sich auf Objekte wendet, an denen es die Zielhandlung vollführt. Teils ist hiezu ein Vorgang auch am Ursprungsorgan notwendig, teils nur am Objekt. Bald erfolgt die Befriedigung in Form eines bestimmten Ablaufes, bald diffus. Es kann aber auch in mannigfaltiger Form die eigene Person zum Objekt nehmen, es kann sich in „Betriebskraft" umgestalten und so die Energien des Ichs vermehren. Es kann einen Reichtum an Umwegleistungen vollbringen und in seiner Elastizität vielfache Veränderungen erfahren. Wir können es nicht einheitlich ordnen, sondern bald nach dem einen, bald nach dem anderen Gesichtspunkt, nach den Zielen, nach den Objekten, nach der Quelle.

Alle diese Tatsachen, hypothetischen Meinungen, Theorien lassen sich in Begriffe fassen, die nicht immer wünschenswert klar, oft vieldeutig und verfließend sind. Die Exaktheit definierter Begriffe wird sich im Psychologischen nicht immer erreichen lassen. Es ist sehr viel geleistet, wenn man in ein neues

Gebiet vorgestoßen ist und Begriffe gewonnen hat, die eine wechselseitige Verständigung ermöglichen, auch wenn sie zunächst nichts anderes sind als erste Annäherungen an einen im ganzen noch unbekannten Tatbestand.

Literatur:

Aster: Die Psychoanalyse. Wegweiser-Verlag, Berlin, 1930
Bernfeld: Über die Einteilung der Triebe. Imago, Bd. XXI, 1935
Federn: Die Wirklichkeit des Todestriebes. Almanach der Psa. 1931
Fenichel: Zur Kritik des Todestriebes. Imago, Bd. XXI, 1935
Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Schr., Bd. V.
— Zur Einführung des Narzißmus. Ges. Schr., Bd. VI.
— Triebe und Triebschicksale. Ges. Schr., Bd. V.
— Massenpsychologie und Ichanalyse. Ges. Schr., Bd. VI.
— Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schr., Bd. VI.
— Das Ich und das Es. Ges. Schr., Bd. VI.
— Das Unbehagen in der Kultur. Ges. Schr., Bd. XII.
— Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ges. Schr., Bd. XII.
W. Reich: Der masochistische Charakter. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVIII, 1932
E. Weiss: Todestrieb und Masochismus. Imago, Bd. XXI, 1935.

Selbstmord und Opfertod[1]

Von
W. Bischler
Genf

In seiner Arbeit „Über die Ursachen des Selbstmordes" hat Halbwachs[2] folgende Definition dieses Phänomens gegeben: „Selbstmord nennen wir jeden Todesfall, den der Verstorbene durch eine in der Absicht, sich zu töten, vollzogene Handlung selbst herbeigeführt hat, und der keinen Opfertod darstellt." Diese Interpretation beansprucht unser besonderes Interesse, weil sie zweierlei Fakten zueinander in Beziehung setzt, die man bisher gesondert zu betrachten gewohnt war. Sowohl Selbstmord als Opfertod sind Gegenstand zahlreicher psychologischer und soziologischer Studien gewesen und in der verschiedensten Weise analysiert und gedeutet worden. Auch die Psychoanalyse hat sich mit diesen Phänomenen und den damit verknüpften Problemen beschäftigt; die durchgeführten Beobachtungen und zu dem Thema Selbstmord und Opfertod aufgestellten Theorien können für die analytische Forschung nur von Nutzen sein; andererseits ermöglicht uns erst die Psychoanalyse, diese Tatsachen in einem völlig neuen Lichte zu sehen, ihnen den ihnen gebührenden Platz anzuweisen und sie viel vollständiger und umfassender zu erklären.

Wenn wir nun die soziologische These über den Selbstmord und den Opfertod und die psychoanalytische Deutung dieser Tatsachen einem besonderen Studium unterziehen, wird es uns vielleicht gelingen, ihr Wesen, ihre Natur und ihre Genesis besser zu erfassen; und wenn wir den ursprünglichen Rahmen dieser Untersuchung erweitern, werden wir zwischen Soziologie und Psychoanalyse neue Brücken bauen können.

Wir wollen zunächst die These von Halbwachs prüfen und untersuchen, welche Gründe ihn dazu veranlassen, Selbstmord und Opfertod vergleichend einander zu nähern und doch zwischen beiden Phänomenen einen Trennungsstrich zu ziehen.

Er beginnt damit, uns die Theorie von Durckheim ins Gedächtnis zu rufen, der den Selbstmord definiert als „jeden Todesfall, der direkt oder indirekt auf eine Handlung oder Unterlassung zurückzuführen ist, die das Opfer selbst begangen hat, und von der es gewußt haben muß, daß sie todbringend ist."[3] Halbwachs

---

1) Aus dem Französischen übersetzt von Frau Mathilde Hollitscher, Wien.
2) M. Halbwachs: Les Causes du Suicide, F. Alcan, Paris, 1930.
3) Durckheim: Le Suicide, F. Alcan, Paris, 1930, S. 5.

macht dem berühmten Soziologen seine angebliche Unkenntnis der Absichten, seinen Zweifel an der Todesbereitschaft des Selbstmordkandidaten zum Vorwurf; der Selbstmörder hat im allgemeinen den Vorsatz, sich zu töten, weiß aber im voraus nicht, welches das Ergebnis seiner Handlungen sein wird; doch können wir seine Wünsche kennen, denn wenn man auch nicht immer die Absichten kennt, so kann man sie doch vermuten, wie dies die Gesellschaft auch tatsächlich tut. Außerdem findet Halbwachs, daß Durckheim dazu neigt, zwei stark voneinander abweichende Arten von Fakten in einer einzigen Gruppe von Phänomenen zu vereinigen. „Es scheint Durckheim nicht wichtig zu wissen, ob der Tod wie eine notwendige Fügung, der man sich zur Erfüllung seines Wunsches unterwerfen muß, angenommen worden ist, oder ob er um seiner selbst willen gewollt und gesucht wurde. Der Soldat, der, um sein Regiment zu retten, einem sicheren Tod entgegeneilt, will nicht sterben; ist er aber deshalb nicht der Urheber seines eigenen Todes? Dasselbe kann man von dem Märtyrer sagen, der für seinen Glauben stirbt."[4] In die gleiche Kategorie gehört auch der Kranke, der es ablehnt, der Verordnung zur enthaltsamen Lebensweise Folge zu leisten, obwohl er genau weiß, daß dies das einzige Mittel zur Verlängerung seines Lebens ist, der Kummerbeladene, der der Krankheit, die ihn ergriffen hat, keinen Widerstand entgegensetzt, der Offizier, der sich mit seiner Festung eher in die Luft sprengen läßt, als sich dem Feind zu ergeben, oder der Kommandant eines Schiffes, der als letzter an Bord bleibt, um seine Niederlage nicht zu überleben. Wir erwähnen hier auch noch die Märtyrer, die lieber den Tod erleiden als ihrem Glauben abschwören, und die Jungfrauen, die sich aus Scham über eine erlittene Defloration töten.

Halbwachs lenkt hier unsere Aufmerksamkeit auf eine sehr wichtige Unterscheidung: Es gibt Fälle von freiwilligem Tod, die keine Selbstmorde sind. Indessen bezeichnet Durckheim diese ganze letzterwähnte Gruppe von freiwilligen Todesfällen als Selbstmorde, die er in eine besondere Kategorie einreiht, altruistische Selbstmorde nennt und in Gegensatz stellt zu den egoistischen (die nach Loslösung von der Gemeinschaft) und zu den „anomischen" (die nach deren Zersetzung erfolgen). Die Ursache des altruistischen Selbstmordes dagegen sieht der französische Soziologe in einer Fixierung des Individuums an die Gemeinschaft, in einer innigen Verschmelzung mit dem Milieu, die so weit geht, daß der Einzelne das Bewußtsein seiner Persönlichkeit und seiner spezifischen Eigenart verliert und daher den Tod der ihm nahestehenden Person, die Zerstörung oder Entehrung der Gruppe, mit der er sich solidarisch fühlt, und deren Los er teilen muß, nicht überleben kann. Er bringt also ein wirkliches Opfer, leistet freiwillig Verzicht auf sein Leben, seine Gesundheit, sein persönliches Glück, um die geliebte Person oder die soziale Gruppe zu retten oder ihnen in den Tod zu folgen.

Wir wollen gleich bemerken, daß der altruistische oder Opfer-Selbstmord auf einer Art Identifizierung des Individuums mit der Gemeinschaft beruht. Die Grenzlinien zwischen der bewußten Persönlichkeit und der Gemeinschaft, in der der Einzelne untertaucht, werden undeutlich, sie verwischen sich oder verschwinden gänzlich. Zur Bestätigung dieser Interpretation mag

4) l. c., S. 452.

dienen, daß man diese Art Selbstmorde besonders bei den primitiven Völkern findet: bei diesen ist das Bewußtsein ihrer Individualität, das Gefühl ihrer persönlichen Eigenart noch wenig hervortretend und daher leicht außer Kraft zu setzen. Aber selbst bei sozial und intellektuell differenzierteren Individuen können besondere Umstände eine Schwächung des Ichgefühles, eine Herabsetzung der narzißtischen, libidinösen Besetzung hervorrufen, wie bei den Soldaten in der Armee, bei dem Offizier, der eine Festung oder ein Kriegsschiff befehligt. Die anderen Fälle, die wir zu Beginn zitiert haben, werden im Rahmen unserer Studie den Gegenstand einer besonderen Untersuchung bilden.

Beschäftigen wir uns indessen wieder mit der Arbeit von Halbwachs. Im Verlaufe seiner Ausführungen gibt der Autor zu, daß zwischen dem Opfertod und dem Selbstmord eines Menschen der Unterschied darin zu bestehen scheint, daß in dem einen Fall der Tod des Opfers auf Grund einer Kollektiventscheidung erfolgt, in dem anderen Fall nach eigenem freiwilligem Entschluß. Es gibt aber noch zahlreiche Selbstmordfälle (bei Geisteskranken, Psychopathen, impulsiven Menschen), die nicht das Resultat langen Überlegens und reiflich erwogener Beschlüsse sind, sondern spontan, man möchte sagen, instinktiv erfolgen. Indessen tötet sich die überwiegende Anzahl der Selbstmörder mit Vorbedacht, nachdem sie ihre Tat wohl überlegt und beschlossen haben, auf das Weiterleben zu verzichten. Nach Halbwachs ist nichtsdestoweniger selbst diese so individuell erscheinende Initiative nur der Ausdruck von Gemeinschaftswillen und Gemeinschaftsgedanken. „Die Gesellschaft hat den Menschen gelehrt zu wollen, und er folgt teilweise den von ihr erhaltenen Richtlinien auch dann noch, wenn er sich moralisch von ihr freigemacht hat und an ihrem Leben nicht mehr teilzuhaben meint. Man kann sagen: Ein Mensch, der überlegt, bevor er handelt, kehrt für einen Moment in die menschliche Gemeinschaft, der er angehört oder bisnun angehört hat, zurück, um mit den anderen zu überlegen und gemeinsam eine Entscheidung zu treffen, bevor er ganz allein die Tat vollbringt, die die anderen für ihn beschlossen haben . . ."[5]

Hier haben wir eine soziologische Interpretation von individuellen Handlungen und Phänomenen, die die Psychologie bisher als in ihr Gebiet gehörig betrachtet hat. Wir werden später sehen, was wir von dieser besonderen Theorie zu halten haben, und daß sie nicht so fremdartig ist, wie sie gewissen psychologischen Doktrinen erscheint. Halten wir vor allem fest, daß Halbwachs sowohl den (nicht impulsiven) Selbstmord als auch den Opfertod zum großen Teil wenigstens als aus dem Gemeinschaftsgedanken hervorgehend ansieht. Die Distanz zwischen den beiden Tatsachen vermindert sich noch, denn — fährt Halbwachs fort — „es ist nicht immer leicht zu sagen, bis zu welchem Grad die Opfertode Folge eines Befehles des Stammes, der religiösen Gemeinschaft oder der Nation sind, die dem Menschen gegen

5) l. c., S. 456 f.

seinen Willen durch rein materiellen Zwang auferlegt werden, und inwieweit die innere Einstellung des Opfers, Resignation, Annahme der Befehle und sogar stillschweigende Zustimmung zu denselben auf diesen gleichen Zwang zurückzuführen ist."[6]

Es scheint nun, als ob das Opfer nicht so passiv wäre, wie es aussieht: Es kann den erhaltenen Befehlen Widerstand entgegensetzen oder sich ihnen gern unterwerfen. Wir wollen hier einfügen, daß diese rebellierende oder fügsame Stellungnahme nicht nur durch eine mehr oder weniger starke Bindung an das Leben bedingt ist, sondern auch, und zwar ganz besonders, durch einen unumstößlichen Trieb zur Selbstaufopferung, zur Selbstzerstörung, der durch Schuldgefühl und Bedürfnis nach Strafe hervorgerufen wird. Wir werden darauf später zurückkommen.

Es bleibt darum nicht weniger wahr, daß der Opfertod vor allem durch den Willen der Gemeinschaft bedingt ist. Das Individuum hat sich in sein Schicksal ergeben, es fühlt seine Stunde gekommen und macht nicht einmal den Versuch, sich seiner Bestimmung zu entziehen. Diese Opfertode oder altruistischen Selbstmorde (Durckheim) ereignen sich vor allem in primitiven Gemeinschaften, in besonders eng miteinander verbundenen religiösen oder politischen Gruppen, in denen der persönliche Wille fast ausgeschaltet ist. Nach einer Niederlage, in Gefangenschaft, oder nach dem Tod des Gatten, des Vorgesetzten, des Landesvaters haben die Gefangenen, die Witwen, die Diener und Sklaven keine andere Wahl: sie müssen sterben. So haben es die Götter, die Gesetze und Gebräuche, die Vorfahren über sie bestimmt. Verglichen mit dieser Kapitulation des Einzelnen vor der allmächtigen Gemeinschaft erscheint im Gegensatz dazu der Selbstmord als eine Manifestation seiner Autonomie, mehr noch, als eine Rebellion des Geschöpfes gegen die Gesetze, Gebräuche und Forderungen der Gesellschaft.

Indessen sagt uns Halbwachs, daß sich dies nur dem Anschein nach so verhält. „Die persönlichen Willensäußerungen gehorchen Gesetzen, denn die Anzahl der Selbstmorde im Schoße derselben Gruppe bleibt von einem Jahr zum andern die gleiche. Es sieht nur so aus, als ob der Selbstmörder aus eigenem Willen beschließen würde, sich den Tod zu geben; die Entscheidung wird ohne sein Zutun getroffen. Er gehorcht Mächten, die stärker sind als er, und wenn er ihnen scheinbar zustimmt, so liegt sein Fall doch nicht anders, als bei dem zum Opfertod Bestimmten . . . Die vom Leben Besiegten bilden solcherart einen langen Zug von Gefangenen, den die Gesellschaft hinter ihrem Siegeswagen schleift . . ."[7]

Der Autor hat hier auf einen sehr wichtigen Umstand hingewiesen: auf den Zwang, den die Gesellschaft unmerklich und versteckt gegen den Willen

6) l. c., S. 457.
7) l. c., S. 461.

des Einzelnen auf ihn ausübt. Der Mensch vermeint, nach eigenem Belieben, von eigener Initiative und reiflicher Überlegung getrieben, zu handeln — indessen ist eine fremde kollektive Macht für ihn tätig. Die Psychologie und insbesondere die Psychoanalyse liefern uns zahlreiche Beispiele von analogen Fakten; nur die Interpretationen weichen voneinander ab.

Halbwachs hebt nun im weiteren Verlauf seiner Arbeit eine andere wichtige Unterscheidung zwischen Opfertod und Selbstmord hervor. Der von der Gesellschaft auferlegte, geforderte Opfertod wird auch von ihr sanktioniert; das Opfer erfüllt eine heilige Pflicht gegenüber der Gottheit (also der Gemeinschaft), indem es einwilligt, sich für sie aufzuopfern. Ganz anders verhält sich die Gesellschaft gegenüber dem Selbstmord. Obwohl sie seine indirekte Urheberin ist, verweigert sie ihm die Vaterschaft, betrachtet den freiwilligen Tod als Auflehnung gegen die elementaren Gesetze, die sie ihren Mitgliedern auferlegt. „Das Leben ist nach allgemeinen Begriffen das höchste aller Güter, weil es die Grundbedingung für alle anderen ist. Es ist geheiligt, und derjenige, der es von sich wirft, der, um es zu erhalten, nicht bereit ist, alle Leiden auf sich zu nehmen, begeht ein wirkliches Verbrechen . . . Die Gesellschaft verurteilt den Selbstmord, weil sie der Ansicht ist, daß das Leben die Bedingung für das Glück schafft, und weil sie vermeiden will, daß der Wert der Güter, an denen die Menschen hängen, in Frage gestellt wird."[8] Hier haben wir es mit einer deutlich „ambivalenten" Einstellung zu tun. Nach Halbwachs verlangt die Gemeinschaft einerseits, daß verschiedene ihrer Mitglieder ihr ihr Leben zum Opfer bringen, anderseits mißbilligt sie dieses Verhalten. Die Psychoanalyse kennt diesen nacheinander oder gleichzeitig positiven und negativen Gemeinschaftswillen durch ihre Untersuchungen an Gesunden und Nervösen. Der Zwangsneurotiker bietet ein konkretes Beispiel für diese Doppeleinstellung: In seinen Zwangshandlungen folgt er zuerst seinen unbewußten Instinkten, danach einer höheren moralischen Instanz, dem Über-Ich, das die Verurteilung der begangenen Handlung fordert. Könnte man nicht diese im persönlichen Benehmen beobachtete und durch den Gehorsam gegenüber zwei einander entgegengesetzten Kräften hervorgerufene Doppeleinstellung auf die Phänomene übertragen, die wir im Verhalten der Gesellschaft konstatieren konnten? Man kann jede dieser einander entgegengesetzten Bestrebungen der Existenz zweier einander entgegengesetzter Kräfte zuschreiben, oder der Wirksamkeit einer doppelgesichtigen Kraft, Sadismus-Masochismus. Wir werden später sehen, was wir von diesen eventuellen Interpretationen zu halten haben. Es ist umso interessanter, diese ambivalente Einstellung zum Selbstmord zu untersuchen, weil das Individuum selbst oft eine ebensolche Doppelstellung einnimmt. Der Tod ist — so wie die Liebe — eines der verwirrendsten Probleme, mit denen die Menschen sich auseinanderzusetzen haben, ihre dabei oft so zwiespältige Einstellung wird daher begreiflich, und es ist nicht erstaunlich, wenn sich in den Gefühlen und im Verhalten der Allgemeinheit die gleiche Unsicherheit wiederfindet; denn auch die Gesellschaft stellt sich dieselben Fragen, und auch ihr gelingt es nicht, sie endgültig zu lösen.

Wenn man die verschiedenen Kategorien der Selbstmorde studiert, bestätigt sich der Eindruck von der ambi- oder polyvalenten Haltung der Ge-

8) l. c., S. 462.

sellschaft ihnen gegenüber; Halbwachs versucht, uns zu zeigen, daß Stellungnahme, Gefühle und Urteile der Menschen nach den psychologischen Ursachen, die den Selbstmord veranlaßt haben, verschieden sind. Folgen wir ihm bei seinen Untersuchungen.

Es gibt Selbstmorde, die einem Opfertod sehr ähnlich sind, diejenigen nämlich, die nach einer Mordtat oder nach einem anderen Verbrechen begangen werden. Der Schuldige fühlt das Bedürfnis, seine Tat zu sühnen, er gibt sich den Tod, um seinen moralischen Sturz nicht überleben zu müssen, oder um seinen Opfern in das Grab zu folgen, oder schließlich unwiderstehlich getrieben durch Gewissensbisse und das Gefühl der Schande. Die Gesellschaft billigt seine Tat, sie sieht darin die Vorwegnahme der Strafe, die sonst sie selbst über den Schuldigen verhängt haben würde.

Mit einem Wort: Das Individiuum identifiziert sich hier mit der Allgemeinheit, es macht ihren Urteilsspruch zu seinem eigenen und legt sich, von starkem Schuldgefühl und Strafbedürfnis getrieben, die Strafe auf, die es verdient zu haben glaubt. Der dem Sadismus nachfolgende Masochismus, die Wendung der aggressiven Regungen gegen die eigene Person, zeigen deutlich die enge Solidarität zwischen den beiden einander entgegengesetzten Tendenzen. Wenn ein Mensch, der beschlossen hat zu sterben, erst andere tötet, bevor er Selbstmord begeht — aus Solidaritätsgefühl mit seinen Opfern, die ihn nicht überleben sollen, denen er das für sich selbst befürchtete böse Schicksal ersparen will —, so beweist er damit ebensoviel Aggression, wie wenn der Mord das Ursprüngliche gewesen wäre und der Selbstmord die Folge davon. In beiden Fällen identifiziert sich der Verbrecher auch mit seinem Opfer, sei es, daß er für dieses das gleiche (eingebildete oder tatsächliche) Unglück wie für sich selbst befürchtet, sei es, daß er den Tod der gemordeten oder geliebten Person nicht überleben kann, oder sei es, daß er das Bedürfnis hat, für seine Tat zu büßen und sein Vergehen wieder gut zu machen (Auge um Auge, Zahn um Zahn, Tod um Tod), indem er das Schicksal seiner Opfer teilt. Stellen wir fest, daß der spätere Selbstmörder meistens geliebte Personen tötet: in ihm streiten Liebe und Haß, eine ambivalente Einstellung den Liebesobjekten gegenüber. Nach dieser Darstellung kann man sagen, daß der Selbstmörder seiner ganzen Umgebung, der Gesellschaft und auch sich selbst ambivalent gegenübersteht (Autoerotik und Autodestruktion). Der Selbstmord wäre also ein Mittel, dem durch diese Doppeleinstellung hervorgerufenen *circulus vitiosus* zu entfliehen: er wäre die Bestrafung für den Narzißmus und die Befreiung von der Todesfurcht.

Nach Halbwachs' Erklärung identifiziert sich der Verbrecher oft auch mit der Gesellschaft, die ja ein nach außen projiziertes Über-Ich darstellt: Die von ihr verhängte Strafe soll die Vergeltung für die böse Tat sein, die der

Mörder begangen hat und die ihm sein Gewissen zum Vorwurf macht. Indem er sich selbst den Tod gibt, greift er der menschlichen Gerechtigkeit vor und unterwirft sich dem Spruch eines anderen Richters, der oft viel strenger und grausamer ist, als irgendein Vertreter des Gesetzes es gewesen wäre.

Wir müssen in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß Freud auf die Verbrecher aus Schuldgefühl und Strafbedürfnis hingewiesen hat. Die Situation erscheint nun umgekehrt, denn das Schuldgefühl ist schon vor dem Mord vorhanden, während es in den anderen Fällen nach der vollbrachten Tat auftritt. Übergänge bilden jene Fälle, in denen der Mörder nach seinem Opfer sich selbst tötet, entweder, um seine Schuld zu sühnen oder die geliebte Person nicht zu überleben (Schuldgefühl nach der Tat), oder weil er seinen Selbstmord schon vorher beschlossen hatte und nun nicht will, daß die geliebte Person ihn überlebt (Schuldgefühl vor der Tat). Es kann aber auch oft vorkommen, daß das Schuldgefühl schon vor der Tat besteht, aber erst nach begangenem Verbrechen zum Bewußtsein erweckt wird. Man kann aber auch sagen, daß die Gesellschaft die Stelle des Opfers einnimmt und in dessen Namen Vergeltung fordert.

Auch gibt es nach Halbwachs Selbstmörder, die sich töten, um der Gesellschaft, ihrer Justiz und ihren Urteilssprüchen Trotz zu bieten. „Der Selbstmord erscheint gewissermaßen als Herausforderung, als Verwünschung und Vergeltung . . . Es sieht aus, als ob der verzweifelte Mensch die Verantwortung für seinen Tod auf die Überlebenden abwälzen, ihnen einreden wolle, daß sie schuldig seien und sein Selbstmord ihnen als Verbrechen angelastet würde . . . Diese Menschen töten sich als Demonstration gegen die Gesellschaft, um der Menge zu zeigen, welches Rachegefühl, welchen Haß sie ihr gegenüber empfinden. Der Selbstmord wird zur Rache der Schwachen, . . . ein Mittel, um die Menschen zur Erkenntnis ihres Unrechtes zu zwingen . . . Das Opfer wird nach seinem Tod zum Dämon, der die Überlebenden heimsucht.“[9]

In diesen eben angeführten Fällen gehorcht der Selbstmörder nicht mehr höheren moralischen Beweggründen, weder der Gesellschaft noch dem Über-Ich. Persönliche Motive sind vorherrschend. Aber positives oder negatives Interesse an der Gesellschaft spielt immer eine Rolle, denn die Tat des Pseudo-Opfers, des Selbstmörders, ist gegen die Gesellschaft gerichtet, an der er auf diese Weise Rache zu nehmen versucht. Indessen heißt es vorsichtig sein. Das Bedürfnis, sich an anderen zu rächen, indirekt diejenigen zu bestrafen, die dem Opfer (tatsächlich oder nur vermeintlich) Unrecht zugefügt haben, kann nicht der einzige Grund, nicht einmal die ausschlaggebende Ursache für den Selbstmord sein. Denn die Liebe zum eigenen Ich, der Selbsterhaltungstrieb, sind in jedem Menschen zu stark, zu lebendig, um sich durch immerhin sekundäre Wünsche, mögen sie auch noch so heftig sein, un-

9) l. c., S. 465.

wirksam machen zu lassen. Und außerdem gibt es noch andere Mittel, um die Gesellschaft zu treffen und sich an den anderen zu rächen.

Wir müssen also zugeben, daß die Selbstmörder im wesentlichen verschiedene Gründe haben, die sie dazu bringen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sollte es ein Schuldgefühl sein? Soll man einen latenten Masochismus, ein Bedürfnis, sich zu opfern, als verantwortlich ansehen? Wir werden später noch auf diese Fragen zurückkommen. Vorerst halten wir die Tatsache fest, daß der Selbstmörder sich selbst bestraft, bevor er die Allgemeinheit straft, daß sein Ich als erstes zu leiden hat. Wir können also sagen, daß im Gegensatz zu den früher untersuchten Fällen nun das persönliche Unbewußte handelt, während sonst die Gesellschaft die rächende Instanz dargestellt hat. Hier wird das Über-Ich selbst durch das Ich bestraft. In beiden Fällen aber wird das Ich entweder den heftigen sadistischen Wünschen des tyrannischen Über-Ichs oder dem Rachebedürfnis des „Es" gegen das Über-Ich selbst geopfert.

Gehen wir zu einer dritten Kategorie von Selbstmorden über. Diese umfaßt nach Halbwachs „die große Menge der Verzweifelten, die sich in der Geistesverfassung von Menschen befinden, die verzichten und sich fallen lassen, weil sie erkannt haben, daß es nutzlos ist, weiter zu kämpfen".[10] Es scheint auf den ersten Blick, als würde die Gesellschaft in der Genesis dieser Selbstmorde keine Rolle spielen: der Einzelne beschließt seinen Tod aus mehr oder weniger seriösen und stichhältigen persönlichen Gründen ganz allein, ohne sich mit jemandem zu beraten, oft ohne irgend jemanden nachahmen zu wollen. Er beruft sich auf besondere Gründe: Armut, Elend, Einsamkeit, Abscheu vor dem Leben etc. . . . Indessen verhält sich dies nur dem Anschein nach so. Der Mensch fühlt sein Elend, seine Verlassenheit deshalb, weil sich die sozialen Bindungen zwischen ihm und seinesgleichen gelockert haben. „Die Gesellschaft hat ihre Licht- und Schattenseiten; einem verzweifelten Menschen zeigt sie sich nur in den düstersten Bildern. Die kollektive Traurigkeit und Melancholie nimmt in ihm Gestalt an, findet in ihm ein Bewußtsein, in dem sie sich ausdrücken kann. Nicht in sich selbst, sondern in der Gesellschaft sieht der leidende Mensch sein eigenes Schicksal an der Arbeit. Die Gesellschaft bringt dem Unglücklichen zu Bewußtsein, daß er unglücklicher ist als die anderen . . ."[11] Es bedarf nur eines kleinen Zwischenfalles, einer geringen Schlappe, einer aufgefangenen Äußerung, einer Beeinflussung oder unbeabsichtigten Zustimmung, um den Unglücksbecher zum Überlaufen zu bringen und denjenigen, der unfreiwillig (unbewußt) an den Tod denkt, davon zu überzeugen, daß man ihn auf diesen Weg verweist . . . Die Gesellschaft kann angesichts gewisser Nöte, zu deren Linderung sie sich außerstande fühlt, nichts anderes tun, als das Übel lokalisieren, ihren Blick von einem Schauspiel abwenden, das ihren eigenen Lebenswillen schwächen würde, und sich jene vom Leibe halten, die ihr nur Anlaß zu unnützer Traurigkeit bieten . . . Der

10) l. c., S. 469.
11) l. c., S. 471.

verzweifelte Mensch weiß, daß es für sein Leid kein Heilmittel gibt; er fühlt sich ebenso dem Tod geweiht, wie ein zum Opfertod Bestimmter.

Wenn ein Mensch aus sich selbst die Kraft schöpft, den Entschluß zum Selbstmord zu fassen, so ist dieser Wille aus dem Zusammenwirken kollektiver Befehle hervorgegangen. Schon das Vorhandensein kollektiver Vorstellungen allein genügt, um unsere Aktivität zu einer freiwilligen zu machen.

Die soziologische These will hier wieder zu ihrem Recht kommen. Sie reklamiert die Erklärung der hauptsächlichsten psychologischen Phänomene, der Gedanken, des Willens, für sich. Indessen ist die Distanz zwischen diesen Theorien und den psychologischen, insbesondere den psychoanalytischen Auffassungen nicht so groß.

Was ist denn tatsächlich diese Gemeinschaftsmentalität, diese „soziale Macht", die man scheinbar als eine besondere mächtige und autonome Wesenheit betrachtet? Um uns über ihre Beschaffenheit Rechenschaft zu geben, wollen wir Halbwachs' Gedanken über den Selbstmord untersuchen. Ihm erscheint der Selbstmord durch eine Schwächung der sozialen Bindungen, der Beziehungen, die den Einzelnen mit dem Leben und der Realität verbinden, verursacht. Wenn ein Mensch traurig, niedergeschlagen, verzweifelt ist, so ist er in diesen Zustand geraten, weil er fühlt und glaubt, daß alles und jedermann ihn fallen gelassen haben: Sich selbst überlassen, sieht er überall Fremde, ja sogar Feinde. Er projiziert seine eigenen Gemütsbewegungen auf die Gesellschaft, schreibt ihr seine persönlichen Seelenzustände zu. Tatsächlich aber bilden sich im Menschen selbst jene psychischen Vorgänge aus, die schließlich zum Selbstmord führen: in seinem Inneren begibt sich jene fortschreitende Lockerung der affektiven Bindungen an die Realität, die ihn umgebende Welt, an die Gemeinschaft. Die Libido — dürfen wir wohl sagen — macht sich frei, wendet sich in das eigene Innere, und diesen immerhin beschleunigten Vorgang, der sich ebenso beim Melancholiker abspielt, empfindet der Mensch wie ein Verleugnet-, ein Verstoßenwerden seitens der Gesellschaft. Da er die Rollen vertauscht hat, indem er seine feindseligen und aggressiven Gefühle auf die Allgemeinheit projiziert, meint er nun, deren Opfer zu sein. Diese subjektive Interpretation ist teilweise, und zwar insoferne richtig, als das Ich geopfert wird, allerdings nicht den sadistischen Trieben und der Rachsucht der Gemeinschaft, der der Mensch angehört, sondern seinen eigenen Aggressionen. Mit einem Wort: Diese aktiven, gewalttätigen, zerstörenden Regungen zersetzen den libidinösen Unterbau, der den Einzelnen an sein Milieu bindet, sie reißen ihn davon los, isolieren ihn immer mehr, wenden sich schließlich gegen ihn selbst, bis er soweit ist, sich selbst aus der Welt schaffen zu wollen. Der Mensch wird also zum Opfer, aber zum Opfer seines eigenen, anarchischen, asozialen „Es"; er er-

fährt Zurückstoßung und Verleugnung, aber seitens eines Feindes, der in seinem eigenen Inneren an der Arbeit ist. Dabei wird das soziale Gefühl zerbrochen und zerstört. Das Ich, das nun von diesen belebenden, zu seiner Entfaltung notwendigen Kräften nicht mehr genährt wird, verkümmert, siecht dahin, ohne die Ursache seines Leidens zu erfassen, und schreibt diese ganz zu Unrecht der Gesellschaft zu, die daran vollkommen unschuldig ist. Es meint, daß die Allgemeinheit sich von ihm abwendet und sich weigert, ihm zu helfen, während es das Ich selbst ist, das sich von ihr loslöst. Die Schicksalsschläge, die es niederdrücken oder niederdrücken werden, finden ein bereites Opfer, das, geschwächt und entkräftet, keinen nennenswerten Widerstand leisten kann; ja, noch mehr, der sadistisch-masochistische Instinkt, der Todestrieb in seinem Innern, kommt den äußeren traurigen Erlebnissen als Verbündeter entgegen, indem er sie herbeiruft und veranlaßt.

Wenn wir nun mit Halbwachs die besonderen Bedingungen zum Selbstmord untersuchen, werden wir eine deutliche Bekräftigung dieser These feststellen können. „Es gibt", sagt Halbwachs, „Gründe, die wir verstehen und deren Macht wir fühlen, und andere, die uns anfechtbar erscheinen". Das ist dadurch erklärlich, daß der Todestrieb zur Verwirklichung seiner düsteren Absichten oft nur ganz minimaler Anlässe bedarf, an die er sich nachdrücklichst anklammert. Unlogisch und vernunftlos, untersucht er nicht weiter, jeder Grund ist ihm recht, um danach zu handeln. „Die Ursachen des Selbstmordes liegen in uns, aber ebenso außer uns. Wenn ein Mensch sich tötet, hat er das Gefühl, durch einen Strom von Gedanken fortgerissen zu werden, so daß er nicht mehr fähig ist zu unterscheiden, was davon aus ihm selbst gekommen ist und was von außerhalb . . . Wenn uns gewisse Selbstmorde absurd erscheinen, so liegt der Grund darin, daß sie nicht vom Vernunftstandpunkt aus zu erklären sind, d. h. nicht durch die allgemein anerkannten Richtlinien, in denen wir zu denken gewohnt sind . . ." Dieser Schluß ist vollkommen einleuchtend, denn Vernunft und Denkfähigkeit, die normalerweise von dem allen gemeinsamen ebenso wie vom persönlichen Unbewußten genährt werden, verlieren, sobald sie sich von ersterem loslösen, ihren sozialen Charakter und werden asozial, unlogisch und autistisch. Der Selbstmord kann eine Rache sein, eine Buße, eine Vernichtung oder ein Verschwinden. Die Unterscheidung ist oft schwierig, sie ist aber, wie wir weiter unten sehen werden, von der Vorherrschaft sadistischer oder masochistischer Bestrebungen, von der Tätigkeit des Über-Ichs, des „Es", von der Haltung des Ichs abhängig. In jedem Fall wird das Ich einer fremden höheren Macht unterworfen und ihr zum Opfer gebracht. Diese Feststellung führt uns wieder zu der Frage des Opfertodes zurück, mit der Halbwachs sich in den letzten Seiten seiner Schrift befaßt. Er sagt dort: „Beide Todesarten werden von der Gesellschaft gefordert. Während sie aber bei dem von ihr öffentlich organisierten Opfertod gewissermaßen den Vorsitz führt, will sie nicht, daß man ihr beim Selbstmord, für den sie ebenso die Verantwortung trägt, eine Mitwirkung nachweisen kann . . . Die vollzogene Tat wird von ihr nicht anerkannt, sie wendet sich von ihr ab . . ."[12] Der Opfertod nimmt gewohnheitsmäßig rituelle Formen

12) l. c., S. 475.

an; die „Gesellschaft beansprucht ihn für sich und rechtfertigt ihn, indem sie sein Andenken hochhält . . . Der Selbstmörder aber verbirgt sich, um seine Tat auszuführen . . . Die Gesellschaft beansprucht den Opfertod für sich, weil er ihr eigenstes Werk ist, hinter das sie sich in ihrer Gesamtheit stellt, weil sie es einstimmig gewollt hat. Die Opfertat kann nur im Schoße einer Gemeinschaft begangen werden, deren gesamte geistige Kräfte im selben Brennpunkt zusammentreffen . . ."[13] Im Gegensatz dazu nimmt die Allgemeinheit dem Selbstmord gegenüber eine Haltung ein, die nach den Lebensumständen und gesellschaftlichen Verhältnissen verschieden ist. „Im allgemeinen beschränkt sich die Gesellschaft darauf zu konstatieren, daß ein Mensch sich getötet hat; sie betrachtet den Selbstmord als eine Tat, die in gar keiner Weise von ihr ausgegangen ist, an der sie also absolut nicht teilhat . . .[14] Es ergeben sich demnach zwischen den beiden Phänomenen stark hervortretende Analogien und ebensolche Differenzen; die als Verwünschung gedachten und egoistischen Opfertode oder die „altruistischen" Selbstmorde stellen die Übergänge dar. Man muß die feinen Unterschiede beachten, die Halbwachs in seiner allgemeinen Definition des Selbstmordes angegeben hat, in der er sagt: „Selbstmord nennt man jeden Todesfall, den das Opfer durch eine, mit der Absicht, sich zu töten, begangene Handlung selbst herbeigeführt hat und der keinen Opfertod darstellt."[15]

Versuchen wir nun unsererseits, die psychologischen Unterschiede zwischen Selbstmord und Opfertod zu analysieren; wir werden dann unsere Schlußfolgerungen denen von Halbwachs an die Seite stellen und sowohl die Berührungspunkte als die Abweichungen herauszufinden trachten.

Wir haben weiter oben gesagt, daß der Selbstmord durch einen unbewußten Wunsch nach Selbstzerstörung, durch einen mehr oder weniger ausgesprochenen Todestrieb (Freud) bedingt ist. Das Ich wird geopfert, triebhafte sadistische Tendenzen, das „Es", beherrschen die Persönlichkeit. Es scheint, daß das Es den Oberbefehl über den Menschen übernommen hat, daß es seine Handlungen, Gedanken und Gefühle, sein gesamtes Betragen regiert und das Ich gänzlich seinem Willen unterworfen hat.

Wodurch kann diese besondere Macht des „Es", diese Abdankung des Ichs entstehen? Die Ursache kann in einer angeborenen oder erworbenen, vorübergehenden oder andauernden Superiorität der instinktiven Triebe oder in einer Schwäche des Ichs liegen. Beide Fälle können vorkommen. Es kann der Fall sein, daß ein Mensch immer schwach, impulsiv, seinen Launen unterworfen ist; seine Stimmung, seine Gedanken und Handlungen hängen einzig und allein von dieser unbeständigen wechselnden Kraft ab, deren Stärke selbst wieder von den besonderen Konditionen, wie Lebenskraft, Konstitution und Temperament bestimmt wird. Der Mensch, sein Ich, versuchen,

13) l. c., S. 477.
14) l. c., S. 478.
15) l. c., S. 479.

gegen diesen Eindringling, diesen Parasiten im Innern anzukämpfen, aber meistens ohne Erfolg.

Die Schwäche des Ichs zeigt sich auch darin, daß es sich in diesen Fällen oft äußerem oder innerem Zwang unterwirft: Der Autorität der Eltern und Verwandten, der Gesellschaft, den Gesetzen und Gebräuchen, jeder anderen nur etwas starken und dominierenden Kraft, oder eben dem Über-Ich (moralischem Gewissen), das Erbe oder Substitut dieser äußeren Mächte ist. Das Ich schwankt demnach zuweilen zwischen einem impulsiven, launenhaften, wunderlichen Benehmen und einem passiven Gehorsam gegenüber den erhaltenen Befehlen, zwischen einer heftigen und unüberlegten Revolte gegen die Autorität und einer vollkommenen Demütigung, Kapitulation vor deren Forderungen.

Wir wissen, daß es verschiedene Arten von unbewußten Instinkten und Trieben gibt. Der Gehorsam gegenüber sexuellen und erotischen Trieben führt zu Perversionen, zu verschiedenen asozialen und amoralischen Handlungen. Wenn aber im Gegensatz dazu der Sadismus die Vorherrschaft hat, dann kommt es zur Auflehnung gegen die Familie, die Gesellschaft, dann zeigt sich Brutalität, Gewalttätigkeit, Aggression und Verbrechen. Ist das bewußte Ich gleichzeitig stark genug, so wird es versuchen, Widerstand zu leisten: so geschieht es bei den Nervösen. Der Mord ist die extremste und die typischste Manifestation dieser Situation. Noch ein anderer Fall ergibt sich dort, wo das Ich sich den erwähnten Todestrieben oder masochistischen Regungen beugt. Die vom Menschen selbst unbewußt gesuchten Schwierigkeiten verstärken sich in ununterbrochener Folge von gewöhnlichen Mißerfolgen, Krankheitsfällen und verschiedenen Widrigkeiten bis zum ausgeführten Selbstmord. Dieser ist oft der Zielpunkt einer langen Reihe von Unglücksfällen und Katastrophen, die den Menschen niedergebeugt haben, aber mehr oder weniger unfreiwillig, unbewußt durch ihn selbst herbeigerufen wurden. Die Soziologen nennen als Selbstmordursachen alle Arten von Mißerfolg, erlittenes Ungemach, wirtschaftlichen Niedergang, Erlöschen der affektiven und sozialen Bindungen (Witwentum, Scheidung etc.). Sie betrachten demnach diese Ereignisse als vorbereitende Gründe, die durch Schwächung oder Zerstörung des Zusammenhanges des Einzelnen mit der Allgemeinheit ihn unfähig machen, ein normales Leben weiterzuführen, und ihn dazu treiben, sich zu töten. Je nachdem, ob diese Bindungen gelöst oder zerstört worden sind, sprechen sie von egoistischen oder „anomischen" Selbstmorden (D u r c k h e i m); sie sehen in diesen Bedingungen einen Beweis für die soziale Determinierung des Selbstmordes. Uns erscheint es richtiger, diese Ursachen selbst einer psychologischen Determinierung zuzuschreiben, die nach und nach Unglücksfälle, Schicksalsschläge, Verzweiflung und schließ-

lich die Mordtat selbst herausfordert. Die Tatsache, daß es sich oft um die gesamte Menschheit betreffende Ereignisse handelt (Kriege, Krisen, wirtschaftliche Nöte) ändert nichts an dieser These, denn zerstörende Triebe können sich ebensogut bei dem in einer Gemeinschaft lebenden, wie beim isolierten Individuum manifestieren. Wir können sagen, daß in diesem letzten Fall das gemeinsame Unbewußte oder eine Art kollektiver Masochismus die hauptsächlichste treibende Kraft beim psychischen affektiven Zerfall der Persönlichkeit bildet.

Mit einem Wort, das Ich wird dem sadistischen und gewalttätigen „Es" geopfert. Man kann fast sagen, daß es mit ihm identifiziert, als seine Sache, sein Sklave angesehen wird. Immer brutaler und dringlicher in seinen Forderungen ruft das Unbewußte die verschiedensten Schicksalsschläge herbei und geht schließlich soweit, die Vernichtung der Person (Selbstmord) zu verlangen. Die Soziologen haben recht mit ihrer Feststellung, daß der bewußte Wille des Selbstmörders bei der Vollendung seiner Tat nicht zur Geltung kommt; sie interpretieren sie nur in einem anderen Sinn, indem sie die Macht, den Zwang der Gemeinschaft, die Lockerung der sozialen Bindungen verantwortlich machen, während wir darin eine Manifestation des unbewußten Sadismus, des Masochismus des Ichs, und eine Schwächung der affektiven libidinösen Fixierungen erblicken, die das Ich mit seiner Umgebung verknüpfen.

Wir wollen nun einige besondere Selbstmordfälle bei verwitweten, verlassenen oder isolierten Menschen untersuchen. Der Kummer ist nur ein äußerer Anlaß. Um die Genesis des freiwilligen Todes besser zu verstehen, wollen wir ihr die der Melancholie an die Seite stellen, so wie wir sie durch die Analyse zu erklären gelernt haben. Ohne in Details einzugehen, wollen wir uns erinnern, daß Trauer, Trübsinn, Melancholie zu einem guten Teil durch mehr oder weniger jähen Abbruch der affektiven Bindungen an eine geliebte Person hervorgerufen werden. Dann kommt es zur Introjizierung des Objekts, Identifizierung des Ichs mit demselben und Wendung der unbewußten, aggressiven Tendenzen, die früher gegen das Objekt gerichtet waren, gegen das nun umgebildete Ich. Diese nun frei und bewußt gewordenen aggressiven Triebe werden in den Dienst des strengen und unbeugsamen Über-Ichs gestellt und äußern sich als Selbstbeschuldigungen und Vorwürfe, die der Mensch sich selbst macht. Die gleichen Tatsachen lassen sich nun beim Selbstmörder beobachten. Auch er macht sich Vorwürfe, leidet an Gewissensbissen, will sich bestrafen, weil er wie der Melancholiker die unbewußten feindlichen Gefühle, die er früher gegen das geliebte und verlorene Objekt gehegt hat, gegen sich selbst richtet. Er will sich dafür bestrafen, daß er gleichzeitig geliebt und gehaßt hat. Was uns hier über-

rascht, ist die Tatsache, daß die strafenden Bestrebungen des Melancholikers im Dienste des Über-Ichs stehen, während der Selbstmord im allgemeinen von dem sadistischen „Es" befohlen wird. Dieser anscheinende Widerspruch verschwindet, sobald wir annehmen, daß zwischen dem „Es" und dem Über-Ich ein inniges Bündnis gegen das Ich besteht.

Der Selbstmord in seinen verschiedenen Formen stellt also ein Kompromiß zwischen den grausamen Bestrebungen des Es und den gewalttätigen Trieben des Über-Ichs dar. Einerseits finden wir tatsächlich Gehorsam gegenüber den zerstörenden, verstümmelnden und Todestrieben, andererseits fordert die moralische Instanz Demütigung und Bestrafung des Ichs. Die verschiedenen Unglücksfälle, die dem künftigen Selbstmörder zustoßen, sind, wie wir gesehen haben, die Vorläufer, die Ankündigung des nahen Todes. Sie enthüllen uns die Tätigkeit der beiden Feinde, die sich gegen das Ich verbündet haben. Indessen gewinnt in gewissen Fällen das primitive Unbewußte die Oberhand, z. B. wenn der Selbstmord nach einem Verbrechen begangen wird und wenn er den Anschein einer Herausforderung der Gesellschaft hat. Die Wirkung des Über-Ichs zeigt sich dagegen deutlich dort, wo ein Mensch sich aus Reue, aus einem Gefühl der Schande, nach einem wirtschaftlichen Zusammenbruch oder nach einem Verbrechen tötet; ebenso, wenn er das geliebte Objekt nicht überleben will, ob er es nun wider seinen Willen (Verwitwung etc.) verloren hat, oder ob er selbst zu seinem Mörder geworden ist (Selbstbeschuldigung).

Wie wir schon gesagt haben, kommt es also zum Selbstmord, wenn die sozialen Bindungen sich gelockert haben, mit anderen Worten, wenn unter dem Einfluß des Es und des sadistischen Über-Ichs, des Todestriebes, des Masochismus des Ichs die Libidobindungen und die an das Objekt und die Gesellschaft gebundenen Regungen geschwächt worden sind. Der Selbstmord ist also ein letzter Bruch, der das in Gang befindliche Zerstörungswerk vollendet, oder ein Versuch der Wiedergutmachung, bei dem sich das Ich in gewisser Weise für das Liebesobjekt opfert, indem es sein tragisches Geschick teilt. Wer sich an das Schema von Durckheim und Halbwachs hält, wird sagen, daß die egoistischen und anomischen Selbstmorde im allgemeinen dem ersten Mechanismus entsprechen, das heißt Ausdruck der aggressiven feindlichen Tendenzen gegen die Gesellschaft, gegen das Ich als deren Mitglied, gegen die affektiven Fixierungen des Einzelnen an seine Umgebung sind. Das aggressive Es ist dabei der oberste Vertreter des Selbstvernichtungstriebes: Wirklicher Haß gegen die Gemeinschaft, psychischer Zerfall des Ichs kommen vor; dabei wird sichtlich auch das Über-Ich befriedigt, da das Ich aus mehr oder weniger logischen und moralischen Gründen bestraft wird. Der klarste Fall dieser Art von Selbstmord ist jener des Mörders; aber

auch der Freitod des Verarmten, des Verwitweten oder Geschiedenen gehören zur selben Gruppe, denn man wird, wenn man nur etwas in die Tiefe zu schauen versucht, bemerken, daß schon Bankerott, Scheidung oder Tod des Lebenspartners oft auf denselben zersetzenden Trieb zurückzuführen sind, den man bei dem späteren Selbstmörder beobachten kann. Wir haben es hier, kurz gesagt, mit der Wirkung egozentrischer, sadistischer, destruktiver Triebe zu tun. Wenn wir noch weiter gehen wollen, können wir sagen, daß diese Art Selbstmorde die deutlichste, durch einen vollkommenen Masochismus des Ichs begünstigte Entfesselung der freigelassenen aggressiven Triebe darstellen.

Die altruistischen oder Sühneselbstmorde, die wir als Opfertod bezeichnet haben, lassen sich nach dem anderen Mechanismus erklären. In diesen Fällen zeigt sich vor allem die Wirksamkeit des Über-Ichs. Die Menschen fühlen sich unbewußt schuldig und gehorchen einem Bedürfnis nach Wiedergutmachung und Gerechtigkeit. Dieses primäre Schuldgefühl zeigt sich besonders bei Selbstmord nach einer Mordtat oder bei gewissen verwaisten, verlassenen Menschen, die ihre Einsamkeit nicht ertragen können. Sie identifizieren sich unbewußt mit dem Gatten, der geliebten Person, der Gesellschaft und wollen sich zu Unrecht oder mit Berechtigung für Vergehen bestrafen, die sie begangen zu haben glauben, und für Unglücksfälle, für deren Urheber sie sich halten. Sie sagen sich von ihrem Ich los; das rächende, im Namen des Opfers oder der Gesellschaft auftretende Über-Ich verlangt gerechte Bestrafung; das Es ist befriedigt, weil die sadistischen Triebe nun freie Bahn haben. Mit einem Wort: ein gebender (vergeltender) Trieb, aber mit einem Zug von Aggression versehen, scheint bei diesen Selbstmorden der treibende Motor zu sein. Mit einer Umschreibung von Allendy (La Justice Intérieure) könnten wir sagen: „Die Menschen töten sich, weil sie die Gegensätze in ihren instinktiven Trieben als Schuldgefühl empfinden. Sie bestrafen sich, weil ihre (wirklichen oder eingebildeten) Verbrechen nach Rache schreien . . . Es handelt sich um einen moralischen Masochismus, den die Psychoanalyse enträtselt hat . . . Leiden und Tod befreien das Ich von den hemmenden Tendenzen des Über-Ichs . . .“

Gewisse Selbstmorde scheinen nicht in diese Kategorie zu gehören, so der Freitod der Primitiven (die Witwe, die sich nach dem Tod des Gatten tötet, Männer an der Schwelle des Greisenalters, Diener nach dem Tode des Herrn), der der Soldaten im Feld. Tatsächlich sind aber diese Fälle von freiwilligem Tod der letzteren Kategorie zuzurechnen; die Menschen wollen sich bestrafen, weil sie sich mit ihrem Partner (Gatten, Vorgesetzten etc.) solidarisch und für sein Ableben verantwortlich fühlen, sie wollen nicht weiterleben, weil ihre libidinösen Fixierungen sich abgeschwächt haben, und gehorchen Be-

fehlen, die sie von den Verstorbenen oder der Gesellschaft (den Vorgesetzten, den Vorfahren etc.) erhalten zu haben glauben; sie vergessen ihre Persönlichkeit, ihr Ich, und identifizieren sich vollständig mit der Gemeinschaft, der sie angehören.

Welches ist nun die Rolle, die die Gesellschaft bei diesen beiden Formen des Selbstmordes spielt? Uns scheint es eine dreifache zu sein. Erstens schafft sie die Bedingungen für den Selbstmord durch Nachlassen ihres Einflusses auf den Menschen, indem sie seine affektiven Fixierungen herabsetzt, seinen Gemeinschaftstrieb und seine libidinösen Regungen lockert und seine psychische Beschaffenheit, die normalerweise von diesen Trieben ihre Nahrung erhält, durch deren Störung schwächt und verwundbar macht. Zweitens kann die Gesellschaft, die im allgemeinen als Repräsentant von Autorität und Zwang gilt, zum Objekt für Haß und Auflehnung werden. Sie kann die feindlichen Gefühle, die die Menschen auf ihre Umgebung zu projizieren versuchen, objektivieren und auf sich konzentrieren (egoistischer, anomischer Selbstmord). Schließlich kann sie den wiedergutmachenden „Oblativ-Selbstmord" veranlassen, indem sie Schuldgefühle libidinöser Natur, ein Verlangen nach Buße und Lossprechung in den Menschen weckt. Kurz gesagt: Die Gesellschaft spielt einmal die Rolle des Liebes- und Wunschobjektes: als Ernährerin, Beschützerin (Mutter), einmal die des Tyrannen und strengen Vertreters der Autorität (Vater). Die Gesellschaft introjiziert sich als kontrollierendes und strafendes Über-Ich, als Objekt erotischer Liebesregungen; sie erweckt Verlangen nach Gerechtigkeit und Sühne.

Wir können nun den Selbstmord als Selbstbestrafung und Selbstvernichtung (Todestrieb) definieren, dazu bestimmt, die Forderungen des Über-Ichs oder jene des „Es" entweder durch Schuldgefühl und Wiedergutmachung (Aussöhnung, Rückkehr in den Mutterleib) oder durch Feindseligkeit gegen die Autorität des Über-Ichs (Vater, Gesellschaft) oder schließlich durch masochistische Identifizierung des Ichs mit dem Über-Ich, dem kollektiven Unbewußten (Gesellschaft) zu befriedigen. Überdies kann man den Selbstmord als Triumph des Todestriebes ansehen, als einen Sieg des Individuums (Es, Ich) über die Gesellschaft (Über-Ich), oder dieser (der kollektiven Bestrebungen) über das Es; als Suchen nach Erlösung (von Vorwürfen, Selbstvorwürfen, vom Bewußtsein seiner selbst) durch Flucht in den Mutterleib (Nichts, Tod), endlich als Lösung des Problems der narzißtischen Todesfurcht. Der Opfertod erscheint als eine dem Ich auferlegte oder von ihm freiwillig akzeptierte Strafe, eine Züchtigung des persönlichen Willens, der es gewagt hat, sich zu behaupten.

Wir wollen uns nun fragen, wie die Genesis des Opfertodes beschaffen ist und in welchem Verhältnis dieser zu der eben von uns gegebenen Definition

des Selbstmordes steht. Wie wir gesehen haben, nähert er sich dem aufopfernden oder altruistischen Selbstmord, bei dem der Mensch mehr oder weniger den Begriff seines Ichs verliert, sich mit der durch das Über-Ich repräsentierten Gesellschaft identifiziert und deren Forderungen gehorcht. Es scheint, daß diese Verschmelzung der Individualität mit der Allgemeinheit, dieses Aufgehen im sozialen Milieu im Opfertod den höchsten Grad erreicht hat. Der einzelne Mensch zählt nicht mehr, er hat nicht einmal mehr das Gefühl zu handeln, um erhaltene Befehle auszuführen, er verliert sich vollständig an einen fremden Willen. Wir haben hier also eine vollkommene Identifizierung des Ichs mit seinem Über-Ich. Es wandelt sich zu seinem Bestandteil um, hat an seinem Wesen teil (Rückkehr in den Mutterleib). Wir können auch sagen, die böse Mutter verlangt von ihren Kindern das Geschenk des Seins zurück. Als Kompensation verspricht sie ihnen absolute Glückseligkeit entweder durch den Schutz, den sie allen ihren Angehörigen angedeihen läßt, oder durch die Teilhaberschaft an ihrer gesamten Macht. Der Opfertod gerät dadurch in Verwandtschaft mit der von den Buddhisten gepredigten Lehre vom Nichts, vom Nirwana. Götter, Gesellschaft, Gesetze, Sitten und Gebräuche sind nur die ausübenden Kräfte dieses höheren sadistischen, kannibalischen Willens, des Über-Ichs, welches das masochistische Ich aufzehrt und vernichtet. Diese Interpretation erhält dadurch ihre Bekräftigung, daß wir von Menschen- und Tieropfern wissen, bei denen dort, wo die Opfer den Göttern, Genien oder Schutzgeistern geweiht werden, der Stamm oder die soziale Gruppe nach erfolgter Zeremonie ein heiliges Mahl veranstalten, bei dem die Opfertiere verzehrt werden und das meist noch üppige Eß- und Trinkgelage im Gefolge hat. Die kannibalischen, grausamen Triebe schaffen sich auf diese Weise freie Bahn, es kommt nicht nur zu einer Wiederaussöhnung, sondern zur Identifizierung mit dem mächtigen Schutzgott; das Festmahl symbolisiert die darüber herrschende Freude. Ebenso wie die Manie (Triumph des Ichs zur Versöhnung mit dem Über-Ich) auf die Melancholie (Selbstbestrafung des Ichs durch das Über-Ich) folgt, folgen, durch das Gefühl der wiedergewonnenen Macht hervorgerufen, Freude und Festlichkeit dem Opfer, das eine gewisse Verstümmelung des Ichs bedeutet, das einen Teil seiner Kraft an das Über-Ich abgibt, um sich in dessen Gunst zu setzen. Wenn man schließlich die einfachste, von einem einzelnen Menschen vollzogenen Form des Opfers (Todes) untersucht, wird man konstatieren können, daß zuerst Schuldgefühl vorhanden ist, gefolgt von Selbstbestrafung durch Verstümmelung des Ichs, Überlassung eines Teiles seines Besitzes, seiner Kräfte, und dann ein Gefühl der Befreiung und der Freude über die erreichte Versöhnung mit dem Über-Ich (mit den Göttern etc.) und über die Teilhaberschaft an dessen Macht. Auf ein einfaches Schema gebracht, lautet das Ergebnis fol-

gendermaßen: Der Sohn fühlt sich dem Vater gegenüber schuldig, weil er ihn töten wollte, er wendet seine aggressiven Triebe gegen sich selbst, verstümmelt sich (Kastration), um die Gewogenheit des Vaters und die Teilnahme an dessen Macht wieder zu erlangen, identifiziert sich also mit ihm und fühlt sich dann doppelt gestärkt und belohnt.

Vom Standpunkt des Vaters (Gottes, der Gesellschaft) aus betrachtet, stellt das Opfer eine mehr oder weniger tyrannische Forderung nach Verstümmelung an den Sohn (die Mitglieder der Gesellschaft, die Getreuen); dann erfolgt die Bestrafung des Sohnes, schließlich Verzeihung und Versöhnung. Die nachfolgende Freude würde hier weniger dem letzten Umstand entspringen, als der Befriedigung der mehr oder weniger gewalttätigen sadistischen Triebe.

Stellen wir nun der soeben gegebenen Deutung die des Selbstmordes zum Vergleich an die Seite. Während der Selbstmord entweder eine direkte oder indirekte Rebellion des Ichs (des Sohnes) darstellt (Schwächung der affektiven Bindungen an Über-Ich—Vater—Gesellschaft), oder einen Versuch, gelockerte libidinöse Fixierungen wieder zu knüpfen, oder endlich eine Selbstbestrafung und Wiedergutmachung (Loskauf), eine Wiedergeburt, besteht der Opfertod in einer totalen oder teilweisen Vernichtung des Ichs durch Identifizierung mit den höheren moralischen strafenden Instanzen (Über-Ich, Vater, Gesellschaft). Der Selbstmord kann also durch aggressive, rachgierige, egoistische Motive oder durch masochistische, altruistische veranlaßt werden; der Opfertod ist immer Ausdruck oblativer (gebender) Regungen. Wenn wir die Stellung der verschiedenen mitwirkenden Instanzen untersuchen, werden wir finden, daß das Ich in jedem Fall der Rachsucht des „Es", dem Zorn des Über-Ichs, den äußeren zwanghaften Einflüssen zum Opfer gebracht wird. Das „Es" spielt eine mehr oder weniger wichtige Rolle, in der es sich einmal sadistisch und gewalttätig, einmal masochistisch (Todestrieb) zeigt. Das Über-Ich tritt in den meisten Fällen selbständig und fordernd auf.

Wir können nun die ambivalente Einstellung der Allgemeinheit gegenüber dem Selbstmord verstehen. Die Gesellschaft fordert die Opferung des schuldigen Ichs, des rebellierenden Sohnes, der bestraft werden muß (Rolle des Über-Ichs), andererseits aber verurteilt sie manche Formen des Selbstmordes, und zwar nicht nur die durch Rebellion des Ichs (Sohnes) verursachten, sondern auch gewisse „oblative" Loskauf-Selbstmorde. Der Grund ist darin zu suchen, daß das Ich, das Individuum, sich die rächende und bestrafende Rolle angeeignet hat, die die Allgemeinheit sich selbst vorbehalten hat, daß es, ohne deren Verdikt abzuwarten, sich selbst sein Unrecht eingesteht und damit der Allgemeinheit die Verzeihung zu erpressen meint, die diese erst gewährt, nachdem ihr Rachedurst und ihr Zorn gestillt sind.

Vergleichen wir nun zum Schluß diese These mit der von Durckheim und Halbwachs. Was die beiden Autoren Gesellschaft und sozialen Zwang nennen, löst sich nach unserer Darstellung in affektive, libidinöse Bindungen, in gebende Tendenzen, die im Über-Ich oder im Unbewußten aller Menschen lokalisiert sind. Es handelt sich um überpersönliche, irrationale, alogische Kräfte, denen das bewußte Ich nicht Widerstand leisten kann: Was also die Soziologen in eine mehr oder minder abstrakte Wesenheit, die über die Gesamtheit der in ihr vereinigten Individualitäten hinausgreift, in die Gesellschaft zerlegen, zeigt uns die Psychoanalyse als unbewußte Triebe, die auch über das bewußte Ich hinausreichen, es beherrschen und nach ihrem Willen lenken.

Wir haben gesehen, daß Halbwachs und die gesamte soziologische Schule die Gedanken, die Willensäußerungen und andere psychologische Phänomene als durch die Gesellschaft bedingt, von ihr geformt und in ihren Dienst gestellt ansehen; die Psychoanalyse bestätigt diese These von der teilweise außerpersönlichen Natur psychischer Funktionen, denn diese ergeben sich ja einerseits durch Differenzierung der sexuellen und sozialen Triebe, andererseits verdanken sie dem kollektiven Unbewußten, dem Freudschen Über-Ich (das sexueller und sozialer Art ist) ihr Entstehen. Wenn nun Halbwachs erklärt, daß sich in dem von einem beliebigen Menschen gefaßten Entschluß zum Selbstmord der Wille der Gemeinschaft kundgibt, so hat er damit recht, sobald man den Terminus Gemeinschaftswillen in demselben Sinne versteht wie wir: als Auswirkung hereditärer familiärer Triebe, die von Eltern und Erziehern vorgeschrieben, durch die Lebensverhältnisse geformt werden und dazu bestimmt sind, die affektiven Beziehungen des Einzelnen zu seiner Umwelt zu beherrschen.

Dieser Vergleich der beiden Gesichtspunkte erschien lehrreich, weil er uns auch in die Lage versetzt, die von den beiden Wissenschaften gemäß ihrer Einstellung untersuchten Phänomene besser zu erfassen und zu erklären.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Zum Studium des Versprechens[1]

Von

Ludwig Eidelberg

Wien

Die grundlegenden Mechanismen der Fehlleistungen wurden von Freud in der „Psychopathologie des Alltagslebens“ und in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ beschrieben. Freud setzte dann seine Forschungen auf anderen Gebieten des seelischen Lebens fort. Diesen Wechsel des Schauplatzes seiner Tätigkeit begründet er wie folgt: „Ich glaube auch nicht, daß wir diese uns unbekannten Verhältnisse durch weitere Vertiefung in das Studium der Fehlleistungen aufdecken könnten. Es wird vielmehr notwendig sein, vorher noch andere dunkle Gebiete des Seelenlebens zu durchforschen; erst die Analogien, die uns dort begegnen, können uns den Mut geben, jene Annahmen aufzustellen, die für eine tiefer reichende Aufklärung der Fehlleistungen erforderlich sind“.[2]

Da seither durch seine Arbeiten und die seiner Schüler wichtige Fortschritte gemacht wurden, erscheint es nicht unangebracht, gestützt auf die Ergebnisse der Neurosenforschung, die Aufmerksamkeit dem Studium des Versprechens wieder zuzuwenden.

Seit Freud wissen wir, daß man bei dieser Untersuchung die Bedingungen, unter denen das Phänomen der Fehlleistungen stattfindet, von den Ursachen selbst trennen muß. Federn hat diese Bedingungen beschrieben.[3]

Die vorliegende Arbeit wird lediglich die Ursachen der Fehlleistungen berühren. Vorerst ein Zitat Freuds.[4] „Wir haben gesagt, daß die Fehlleistungen Ergebnisse der Interferenz von zwei verschiedenen Intentionen sind, von denen eine die gestörte, die andere die störende heißen kann... Die gestörten Intentionen geben zu weiteren Fragen keinen Anlaß...“ (Sperrung vom Verf.)

Es scheint uns nun auf Grund der Erfahrungen, die wir beim Studium der Neurosen gemacht haben, nicht uninteressant, uns auch mit der gestörten Tendenz zu beschäftigen. Vorher will ich daran erinnern, daß bekanntlich nicht jede unterdrückte, i. e. störende Tendenz zu einer Fehlhandlung führt. Wir sind vielmehr imstande, recht häufig Tendenzen, die aus irgend einem Grunde der Gesamtpersönlichkeit mißfallen, durch Verurteilung abzulehnen. Was also ist

---

1) Nach einer in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 10. März 1936 vorgetragenen Mitteilung.

2) Ges. Schr., Bd. VII, S. 61.

3) Paul Federn: Die Ichbesetzung bei den Fehlleistungen. Imago, Bd. XIX, 1933.

4) Ges. Schr., Bd. VII, S. 56.

der Grund dafür, daß eine Tendenz bewußt und verurteilt wird und dann in Form einer Fehlhandlung wiederkehrt, oder ohne bewußt zu werden, lediglich in Form einer Fehlleistung sich bemerkbar macht? Am einfachsten könnte dieser Tatbestand durch Heranziehung quantitativer Momente erklärt werden, doch sei vorerst der Versuch gemacht, diesen Sachverhalt genauer zu betrachten. Zu diesem Zwecke wollen wir unsere Aufmerksamkeit der bisher vernachlässigten anscheinend harmlosen, immer bewußten Tendenz zuwenden, die Freud als die gestörte bezeichnet hat. In dem Beispiel Freuds vom schüchternen jungen Mann, der das Fräulein *begleiten* möchte, lautet die gestörte Tendenz: „Die Dame *begleiten.*" Diese harmlose Tendenz wird nun durch einen plötzlich aufsteigenden aggressiven Es-Wunsch *„beleidigen"* gestört, als Kompromiß beider Tendenzen entsteht das Wort *„begleitigen"*. Versuchen wir nun, diese Deutung unseren Patienten zu geben und ihnen an diesem Beispiele ihre unterdrückte unbewußte Aggression zu demonstrieren, so schaut die Reaktion der Patienten manchmal merkwürdig aus. Wir erwarten im vorhinein, daß der Patient, vorausgesetzt, daß er diese Deutung akzeptiert hat, etwa Schuldgefühle bekommt und sich seiner Aggression zu schämen beginnt. Statt dessen geschieht es manchmal, daß er mit der Frage antwortet: „Ist diese Tendenz wirklich so harmlos?" Wenn wir an unsere Patienten denken, die besonders schüchtern sind und denen solch ein Versprechen zuzutrauen wäre, so erinnern wir uns, daß ihnen diese Tendenz vielleicht nicht so harmlos erscheinen mag, daß manche uns auf die Gesetze der Moral, auf die öffentliche Meinung aufmerksam machen und uns zu überzeugen versuchen, daß es eigentlich vorteilhaft war, daß die Durchführung der Absicht, die Dame anzusprechen, mißlungen ist. Die Patienten schrecken vor einer konsequenten Glorifizierung der störenden Tendenz nicht zurück, jener Tendenz, die uns aggressiv und deshalb verpönt erscheint. Einige von ihnen meinen sogar, daß gerade diese ihr „besseres Ich" repräsentiere. Es hat den Anschein, als ob wir mit unserer Deutung, die die bis dahin unbewußt gebliebene Regung dem Patienten bewußt macht, ein großes Unheil angerichtet haben. Statt ihn nämlich zu heilen, also an Stelle der unbewußten Abwehr eine bewußte Verurteilung zu setzen und die anschließende Sublimierung zu erleichtern, erreichen wir, daß diese mangelhafte (neurotische) Abwehrform durch eine Bejahung ersetzt wird. Mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit muß ich mir versagen, diese Probleme, die mit der Theorie der Perversion[5] zusammenhängen, ausführlich zu erörtern, und begnüge mich mit der Feststellung, daß die Aggression, die wir als Es-Regung gedeutet haben, die im Versprechen die Zensur durchbrach, hier im Widerspruch zu unserer Deutung als im Dienste des Über-Ichs stehend bezeichnet wird. Wir wissen, daß damit die unbewußten Anteile des Über-Ichs gemeint sind, und daß die störende Tendenz, die uns als Ausdruck einer überstrengen Moral erscheint, diese Strenge den abzuwehrenden infantilen Wünschen verdankt.

5) Siehe dazu L. Eidelberg „Zur Theorie und Klinik der Perversion" (Jahrb. f. Psych. und Neur. Bd. 50/255).

Die eingehende Analyse solcher Fälle zeigt nämlich, daß neben der bewußten Tendenz: „die Dame zu begleiten", ein unbewußter Wunsch, die Dame als Objekt für infantile Befriedigungen zu mißbrauchen, bestanden hat. Wir vermuten, daß im konkreten Falle die harmlose Tendenz gar nicht harmlos war, daß die angestrebte Handlung abgewehrt werden mußte, weil sie gleichzeitig unbewußt eine andere Bedeutung hatte. Wir haben bisher unsere Aufmerksamkeit der „störenden Tendenz" zugewendet, umsomehr soll auch die „gestörte" Gegenstand unserer Untersuchung werden; allerdings dürfen wir uns bei dieser Untersuchung nicht damit begnügen, den bewußten Wortlaut zu betrachten, sondern müssen ihn erst deuten. Diese Deutung zeigt dann, daß hinter dem bewußten harmlosen Sinn, ein unbewußter verpönter Triebwunsch auf seine Befriedigung lauert. Doch erweist sich das Über-Ich wachsamer als das Ich und verhindert durch seine rechtzeitig auftauchende „störende Tendenz" diese Befriedigung.

Wenn nun diese Behauptung richtig ist, und wenn sie, wenn nicht für alle Fehlleistungen, so doch für eine Gruppe gilt, verstehen wir, weshalb die „störende Tendenz" nicht bewußt blieb und durch Verurteilung die „gestörte" erledigte. Die „störende Tendenz", die junge Dame zu beleidigen, müßte nämlich, um bewußt bleiben zu können und an Stelle der „gestörten" zu treten, vor dem Forum der Vernunft entsprechende Gründe zu ihrer Rechtfertigung vorbringen können, um zu erweisen, daß sie, obwohl grob, noch immer als besser als die „gestörte" anzusehen sei. (Statt begleiten — beleidigen.) Nach dieser Formulierung ist der Mechanismus des Versprechens dem des neurotischen Symptoms noch ähnlicher. Die „gestörte Tendenz" entspricht mit Rücksicht auf ihre unbewußte Bedeutung dem verpönten infantilen Triebwunsch, die „störende Tendenz" stellt den unbewußten Anteil des Ichs dar, der im Auftrage des Über-Ichs die Abwehr durch Gegenbesetzung leistet. Diese Gegenbesetzung war in diesem Falle die Mobilisierung der Aggression.

Die Fehlleistung ist auch, ähnlich wie das neurotische Symptom, ein Kompromiß zweier Tendenzen. Diesen Kompromißcharakter verliert sie weitgehend, wenn man lediglich die bewußte Bedeutung der gestörten Tendenz berücksichtigt. In solchem Falle ist sie kaum ein Kompromiß, sondern meistens ein vollständiges Mißglücken der bewußten Tendenz. Wenn wir dagegen die unbewußte Bedeutung der gestörten Tendenz heranziehen, erkennen wir, daß der junge Mann durch dieses Versprechen gleichzeitig seine exhibitionistischen und Voyeur-Wünsche, seine Aggression und seinen psychischen Masochismus befriedigen konnte. Die Abwehr wurde in diesem Beispiele durch die Aggression durchgeführt, außerdem wurde aber der in Betracht kommende Sexualtrieb nach innen gewendet. Diese Wendung wird uns klar, wenn wir das Versprechen des Assistenten heranziehen, der beim Festessen, das zu Ehren seines Chefs stattfand, in der Begrüßungsrede statt „anstoßen" — „aufstoßen" sagte. Wir vermuten, daß er durch die an sich harmlose Tendenz, „auf das Wohl seines Chefs anzustoßen", seine passiv-femininen und Voyeur-Wünsche

befriedigen wollte. Wegen dieser verpönten Befriedigung kam es zu einer Abwehr durch den unbewußten Anteil des Ichs. Statt seinen Chef zu feiern, seine Verdienste zu beleuchten, ihn seiner Ergebenheit zu versichern, erreichte er durch das Versprechen die entgegengesetzte Wirkung. Die Stimmung wurde verdorben; an Stelle des Chefs wurde der Assistent zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Anwesenden.

Es ist klar, daß die zwei Beispiele lediglich zur Illustration unserer Überlegungen dienen, daß unsere Deutungen nur Vermutungen sind. Da das Versprechen beider Personen nicht analysiert wurde, bedeutet das Vorgebrachte keinen Beweis für die Richtigkeit dieser Formulierungen. Um ihn zu erbringen, will ich Beispiele vorlegen, die im Rahmen analytischer Behandlungen untersucht wurden.

Patient A: „Wenn wir die *Außenstände,* — verbessert sich — *Schulden* meiner Frau bezahlt haben." Die Analyse ergab folgendes: Das Wort Schulden wurde unterdrückt, weil es geeignet war, die Aggression gegen den Analytiker zu befriedigen: „Du bist schuld, daß meine Frau Schulden hat, denn sie mußte dir das Geld für ihre Behandlung geben." Das Wort „Außenstände" bedeutete erstens die Wendung gegen die eigene Person; Patient hatte ebenfalls Schulden gemacht, sie nicht bezahlt, statt dessen einem Freunde Geld geliehen. Auf diese Weise ersparte er sich Schuldgefühle wegen seiner Schulden, bis die Analyse diesen Mechanismus zerstörte. „Außenstände" bedeuten also Aggression gegen den Patienten selbst, weil sie ihn an diese unangenehme Episode erinnern. Zweitens wurde ein Sexualtriebgemisch (anale Qualität) mobilisiert. In diesem Sinne bedeutete „Außenstände", daß seine Frau tatsächlich neben unbedeutenden Schulden, ein größeres Vermögen besitzt. Die gestörte Tendenz lautete hier „Schulden bezahlt", eine vom Standpunkt des Bewußtseins betrachtet, zweifellos harmlose Mitteilung. Erst durch die Einfälle des Patienten erkannten wir, daß das Wort „Schulden" gleichzeitig auch geeignet war, eine verpönte aggressive Tendenz zu befriedigen, nämlich dem Analytiker vorzuwerfen, daß er schuld sei an diesen Schulden, da die Frau des Patienten längere Zeit bei ihm in Behandlung war und dafür viel Geld ausgegeben hatte.

Schulden repräsentieren also neben der bewußten harmlosen Tendenz auch eine unbewußte aggressive, dem Es angehörende Regung.

Um diese Regung abzuwehren, bezw. ihre Befriedigung durch das Aussprechen des Wortes „Schulden" zu verhindern, erfolgte eine Abwehr durch den unbewußten Ichanteil. Die aggressive Regung wird dabei gegen den Patienten gewendet, das Wort „Schulden" wird durch „Außenstände" ersetzt, statt des Analytikers wird der Patient angeklagt. Doch beschränkt sich die Abwehr nicht auf diese Wendung des Triebgemisches. Nicht nur die Richtung wird geändert, sondern auch die Qualität des Triebes. An Stelle und neben der Aggression erscheint die Sexualität. Das Wort „Außenstände" bedeutet nämlich auch etwas Angenehmes; es erinnert, an das außerhalb Wiens liegende Gut, das der Frau des Patienten gehört. Die Lust, die an diese Erinnerung geknüpft ist, entspricht der analen

Qualität des Sexualtriebgemisches. Während wir also bisher bei der Untersuchung eines Versprechens lediglich zwei Tendenzen, eine bewußte harmlose und eine unbewußte verpönte unterschieden haben, müssen wir jetzt drei berücksichtigen: 1. eine bewußte harmlose, 2. eine unbewußte verpönte, die dem Es angehört, und 3. eine, die ebenfalls unbewußt ist, im Vergleiche mit der bewußten verpönt erscheint, aber nicht dem Es angehört, sondern im Dienste des unbewußten Anteiles des Ichs steht. Die bisher gebräuchliche Deutung würde lauten: das Wort „Außenstände" ist der Träger einer unbewußten dem Es zugehörenden vom Ich unterdrückten Regung.

Patient B sagte, nachdem er eine Deutung angenommen hatte: „Sie *dürften*", — er verbessert sich —, „Sie *haben* recht." Er hatte mir vorher erzählt, daß er sich gestern mit seiner Frau ausgesöhnt hatte, und daß sie dann ganz verändert war, nämlich ganz aufgelöst, sanft und weich. Wegen dieses Vorfalles war er deprimiert und erklärte diese Depression damit, daß diese Veränderung seiner Frau nur von kurzer Dauer sein werde. Ich bezweifelte die Richtigkeit dieser Erklärung und meinte, daß die Depression wegen der günstigen Veränderung seiner Frau entstanden sei. Er hatte bisher seine Aggression in innerer Identifizierung[6] mit seiner Frau befriedigt; diese Möglichkeit war jetzt weggefallen; nun wurde die Aggression nach innen gewendet. Patient hatte zuerst diese Deutung bestritten, mußte mir aber dann auf Grund der Einfälle recht geben. Dabei ereignete sich das oben wiedergegebene Versprechen. Die Analyse dieses Versprechens ergab: Das Wort *„recht haben"* wurde unterdrückt, weil es unbewußt die Befriedigung der passiv-homosexuellen Einstellung zum Analytiker bedeutete. (Er hat immer recht). Das Wort *„dürften"* bedeutete erstens eine Wendung des Wunsches: „Sie dürfen recht haben", „ich gestatte es". An Stelle der verpönten passiven Einstellung trat also die aktive. Zweitens wurde der aggressive Triebwunsch als Gegenbesetzung mobilisiert; hier bedeutete *„dürften"*: „Vielleicht haben Sie recht, sicher ist das nicht, auch Sie können sich irren." Die bewußte, gestörte harmlose Tendenz lautete hier: „Sie haben recht"; gleichzeitig war aber das Wort „haben" geeignet, den unbewußten passiv-homosexuellen Es-Wunsch zu befriedigen. Die im Dienste des unbewußten Ichanteiles stehende störende Tendenz war durch das Wort *„dürften"* vertreten.

Patient C, ein junger Arzt, schrieb neben dem Bette eines Patienten stehend, nach dem Diktat seines Chefs, den Befund. Während der Untersuchung berührte der Chef den Arzt mit seinem Kopf, ohne daß dieser sofort Platz gemacht hätte. Nach dei Untersuchung wurde er deswegen vom Chef ironisch zur Rede gestellt. Der junge Arzt erzählt den Vorfall in der Analyse und sagt: „Ich habe da eine kleine *Subordination* begangen." Er wird von mir auf den Fehler aufmerksam gemacht und korrigiert *„Subordinationsverletzung"*. Die Analyse ergab folgendes: Das Wort *Subordinationsverletzung* wurde unterdrückt, weil es eine Befriedigung unbewußter Aggression gegen den Chef bedeutet hatte (den

6) Siehe dazu L. Eidelberg: Theorie und Klinik der Pseudoidentifizierung. (Im Erscheinen.)

Chef verletzen.) Die Abwehr erfolgte durch das Wort *Subordination*, das erstens eine Wendung der Aggression gegen die eigene Person bedeutet. Der Arzt wurde von seiner Familie häufig verspottet, weil er Fehler in der Verwendung von Fremdwörtern machte. Wenn er jetzt *Subordination* statt Subordinationsverletzung oder statt Insubordination sagte, so zeigt er damit, daß seine Familie recht hatte, ihn zu verspotten. Zweitens wurde der entgegengesetzte Trieb mobilisiert. Das Wort *Subordination* bedeutete in diesem Sinne: Ich will mich passiv-homosexuell unterwerfen. Die bewußt gestörte, harmlose Tendenz lautete hier: Ich habe eine Subordinationsverletzung begangen. Das Wort *Subordinationsverletzung* war auch geeignet, eine aggressive, dem Es angehörende Regung zu befriedigen. Die störende Tendenz war durch das im Dienste des unbewußten Ich-Anteiles stehende Wort *Subordination* vertreten.

Ein Patient D, der wegen Potenzstörung in die Behandlung kam, und bei dem unbewußte Exhibitions- und Voyeurwünsche eine große Rolle spielten, sagte: „Um auf das *System*" (verbessert sich) „*Symptom* zu sprechen zu kommen." Die Analyse dieses Versprechens ergab folgendes: Patient sprach in der Stunde sehr gern über seine Impotenz und war unwillig, wenn der Analytiker ihn an die Grundregel erinnerte. Er meinte zunächst, daß diese Konzentration auf sein Symptom, die Folge seines intensiven Wunsches sei, möglichst bald gesund zu werden. Erst nach geraumer Zeit erkannte er, daß umgekehrt diese Konzentration Ausdruck seines Widerstandes war, daß er damit die Grundregel durchbrach und seine Aggression gegen den Analytiker befriedigte, indem er ihm auf diese Weise den noch nicht erzielten Erfolg der Behandlung dauernd vorhielt. Gleichzeitig diente die Erzählung und Schilderung seiner Symptome seinen unbewußten exhibitionistischen Wünschen. Demnach wurde in dem Versprechen das scheinbar harmlose Wort *Symptom* abgewehrt, weil es eine verpönte aggressive und exhibitionistische Bedeutung hatte. Die Abwehr erfolgte durch den unbewußten Anteil des Ichs, indem an Stelle des Wortes *Symptom* das Wort *System* gesetzt wurde. Dieses Wort hatte nun folgende Bedeutung: 1. „Ich will folgen und nicht von meinem Symptom sprechen, sondern der Grundregel entsprechend systematisch auf alles eingehen, auch wenn es noch so unwesentlich aussieht." 2. „Ich will nicht mehr mit meinem Symptom exhibitionieren, sondern umgekehrt den Analytiker und die analytischen Systeme beschauen." Vor der Stunde hatte Patient im Kaffeehaus in einer medizinischen Zeitschrift einen Artikel gelesen, in welchem der Verfasser die verschiedenen psychotherapeutischen Schulen und Systeme besprach. So wurden durch das Wort *System* zwei Triebregungen befriedigt, die im Dienste des unbewußten Anteils des Ichs die Abwehr bildeten: eine aggressive Regung, die man mit den Worten ausdrücken kann: „Sie haben kein Recht, auf die Autorität der Analyse zu pochen, selbst unter Ärzten sind die Ansichten geteilt", und einer sexuellen Regung: „Ich will folgen und systematisch arbeiten." Wir sehen, daß der ursprünglich aggressive Triebwunsch, vom Symptom zu sprechen, um den Analytiker zu ärgern, erstens nach innen gewendet wurde (der Patient ärgert sich, wenn er nicht mehr vom Symptom

sprechen darf), zweitens als Gegenbesetzung einen Sexualwunsch, in der Form: „Ich will mein bisheriges Desinteressement aufgeben und den Analytiker und sein System betrachten", auslöste.

Der ursprünglich sexuelle Triebwunsch — „Ich will vor dem Analytiker mit meinem Symptom exhibieren" — wurde erstens nach innen gewendet — „Ich will den Analytiker betrachten" —, und zweitens entstand als Gegenbesetzung ein aggressiver Wunsch: „Ich will ihm die zahlreichen Systeme seiner Lehre zum Vorwurf machen." Die bewußte gestörte Tendenz lautete hier: „um auf das Symptom zu sprechen zu kommen". Das Wort *Symptom* war gleichzeitig geeignet, der Befriedigung unbewußter, exhibitionistischer und aggressiver Es-Regungen zu dienen. Das Wort *System* stand im Dienste des unbewußten Ich-anteils.

Zusammenfassung

1. Die analytische Untersuchung zeigt, daß die bisher beim Studium des Versprechens vernachlässigte „gestörte Tendenz" von Bedeutung ist, da sie neben der bewußten harmlosen eine unbewußte verpönte Bedeutung besitzt.

2. Bei anderen Fehlhandlungen, vor allem beim Vergessen, wurde die Bedeutung der gestörten Tendenz bereits von Freud gewürdigt.

3 Der Mechanismus des Versprechens wird folgendermaßen beschrieben: Ein Satz oder Wort, das ausgesprochen werden soll, hat neben der bewußten noch eine unbewußte Bedeutung, die der Befriedigung infantiler Triebwünsche dient. Um diese Befriedigung der Es-Wünsche zu verhindern, setzt die Abwehr durch den unbewußten Anteil des Ich ein. Diese Abwehr erfolgt erstens durch die Wendung des die Befriedigung anstrebenden Triebgemisches gegen die eigene Person, zweitens durch die Mobilisierung des entgegengesetzten Triebgemisches.

4. Die Entscheidung darüber, ob dieser Mechanismus bei jedem Versprechen oder nur bei einer Gruppe vorliegt, ist derzeit noch nicht möglich.

Zur Psychologie des Geheimnisses[1]

Von

Alfred Gross

London

I.

Dostojewskis Romanheld „Der Jüngling" lebt jahrelang in der Phantasie, reich zu werden, steinreich. Wenn es ihm gelänge, so reich zu werden wie Rothschild, würde er nichts davon merken lassen; wie früher würde er in abge-

1) In italienischer Sprache in „Rivista Italiana di psicanalisi", Februar 1934 erschienen.

schabtem Anzug über die Straße gehen, kein Mensch würde wissen, daß er unermeßlich reich sei. „Mir genügt das Bewußtsein", läßt ihn der Dichter sagen.

Das Beispiel zeigt eine Spielart des phantastischen Denkens, u. zw. die, welche wir mit dem Worte „Geheimnis" bezeichnen.

In der psychoanalytischen Arbeit drängt sich das Phänomen häufig genug auf. Denn, wenn schon der Alltagspsychologie angehörig, trifft man es auch beim Kranken an und dann unter interessanten Bedingungen.

Wenn wir — zunächst unabhängig von den Erfahrungen der Analyse — versuchen, den Begriff aus dem Gebrauch des täglichen Lebens abzuleiten, so können wir feststellen: das Geheimnis erscheint besonders unsozial, denn es verliert seine Eigenschaften, sobald sein Inhalt der Gesamtheit angehört. Sein Wesen ist das Wissen einer Person um einen Tatbestand unter Ausschließung aller übrigen von diesem Wissen. Die Ausschließung enthält die Dynamik des Geheimnisbegriffes. Gerade in ihr liegt seine Macht.

Die Ausschließung der Gesamtheit macht das Geheimnis gleichsam zum Privatbesitz und reiht es assoziativ in die Besitztümer des Menschen ein. Von ihnen unterscheidet es sich durch Verborgenheit. Es ist ein Besitz, von dem die anderen nichts wissen, vergleichbar dem versteckten Golde des Geizhalses. Aber kein konkreter Besitz wie Gold und Eigentum, sondern ein ideeller gleich Ehre und Ruhm. Also ein gleichzeitig verborgener und abstrakter Besitz, was ja nicht dasselbe ist.

Die Besitztümer überleben den Menschen, der Besitz „Geheimnis" verhält sich anhänglicher; er ist bereit, mit seinem Träger zugrundezugehen. Hierdurch tritt er in die Analogie mit den körperlichen „Besitztümern" des Menschen, seinem Kopf, seinem Herzen, seiner Hand etc. Er erweist sich also enger mit ihm verbunden als materieller und ideeller Besitz.

Auch von diesem individuellen Besitz („Körperteile") unterscheidet sich das Geheimnis als Besitz noch: Jene nämlich, wertvoller und treuer als äußerer Besitz, sind doch allzu treu. Unveräußerlich erheben sie den Anspruch, immer da zu sein und bei ihrem Herrn zu bleiben. Er muß sie behalten. Anders das Geheimnis. Sein Besitzer kann es behalten, wenn und solange er will, kann es aber auch ausgeben, wenn und wann er will; kann es verschenken, verkaufen, vertauschen.

Dieser Besitz „Geheimnis" vereint also die Vorzüge des Goldes mit denen der Organe und läßt die Nachteile beider Kategorien vermissen. Es hat aber noch eine Eigenschaft, die alle bisherigen weit übertrifft und in den Schatten stellt; es ist regenerationsfähig. Ein verlorener Arm wächst bei aller Treue zu seinem Besitzer nicht wieder nach. Das Geheimnis, einmal preisgegeben, ist nur seinem Inhalte nach verloren, während das Gefäß bestehen und bereit bleibt, sich mit neuem Inhalte zu füllen. Wir sehen hier, daß am Geheimnisbegriff Inhalt von Funktion unterschieden werden muß, daß „Geheimnis" als verborgener Inhalt eines Tatbestandes etwas anderes ist als „ein Geheimnis haben" als Seelenzustand. Das letztere ist ein „Tischlein deck' dich", das sich auf den Wink seines

Besitzers beliebig erneuern kann. Wir erkennen sofort, woran das liegt: der Geheimnis i n h a l t ist kein Organ, sondern Produkt seines Besitzers. Von ihm geschaffen, wie seine Worte, seine Gedanken, seine Phantasie; oder auf körperlichem Gebiete wie sein Atem oder seine Ausscheidungen. Überflüssig zu ergänzen, daß man in der Geheimnis f u n k t i o n dann die Parallele zur Funktion produkteschaffender Organe wie der Sprechwerkzeuge, der Lungen oder der Ausscheidungsorgane finden kann.

Hier ist eine Einschaltung zur Abgrenzung unseres Begriffes von dem der Phantasie nötig: Die meisten der dargestellten Attribute sind auch der Phantasie eigentümlich, vor allem auch die Regenerationsfähigkeit. Es sind eben sehr verwandte Phänomene. Im hier gemeinten Sinne (vgl. das Beispiel des „Jünglings") präsentiert sich das Geheimnis als eine Abart, ein Sonderfall des phantastischen Denkens. Es kommt dieser Betrachtung aber gerade auf den Sonderfall an, nämlich auf die eigentümliche subjektive Wertigkeit, die der Mensch jenem Teil seiner Phantasieprodukte beilegt, die er zu seinem „Geheimnis" macht. Diese Wertigkeit legt er ja keineswegs allen seinen Phantasien bei.

Nehmen wir unsere Überlegung wieder auf, so finden wir schließlich, daß das Geheimnis seinen Träger ebensosehr zur Preisgabe wie zur Zurückhaltung seines Inhalts drängt. Mit anderen Worten, es wirft den Menschen in den dem Analytiker wohlbekannten Ambivalenzkonflikt zwischen Hergeben und Behalten. Hiermit bereits ans Ziel unserer Überlegung gelangt, fragen wir, ob nicht vielleicht völlige Identität zwischen dem Phänomen des Geheimnisses und den Körperausscheidungen (bezw. den Ausscheidungsorganen) in unserem Unbewußten besteht.

Einen merkwürdigen Beitrag für unsere Auffassung liefern die romanischen Sprachen: das Geheimnis heißt im Italienischen *„il segreto"* (im Französischen *„le secret")*. Das lateinische *„secretum"* heißt: — d a s A u s g e s c h i e d e n e.

II.

Machen wir direkt den Sprung in die Erfahrung des Analytikers, um zu sehen, ob und wie weit sie unsere Überlegung bestätigt.

Zunächst das Phänomen der Übertragung, jene erstaunliche Erscheinung, daß ein uns fremder Mensch zwangsläufig dahin gerät, uns seine tiefsten Empfindungen und Gefühle zuzuwenden. Die Erfahrung zeigt, daß diese Übertragung seiner Empfindungen und Gefühle auf unsere Person sich zwar allmählich mit dem wachsenden Vertrauen und Sichverstandenfühlen einstellt, daß sie aber, stoßweise an bestimmten Stellen hervorbrechend, uns den sonst verborgenen Grad ihrer Heftgikeit offenbart. An welchen Stellen der Analyse geschieht das? Hierauf läßt sich, für jeden Patienten gültig, antworten: immer dann, wenn er es über sich gebracht hat, uns eines seiner Geheimnisse anzuvertrauen. Hat er das getan, so sehen wir regelmäßig mit seiner Erleichterung eine ausgesprochene Gefühlsbewegung zusammen gehen, die sich an unsere persönliche Adresse richtet. Oft hat diese Gefühlsbewegung unmittelbare Wirkung auf körperliche Funktionen, aber unter diesen sind es vor allem die Ausscheidungsorgane, die sich zugleich

mit der Gefühlsbewegung melden, am häufigsten in Gestalt eines Tränenstroms, bei manchen aber in Gestalt eines Blasen- oder Stuhldranges. Umgekehrt versuchen manche Patienten, schon erfahren in dieser Situation, ihr zu entgehen, und entleeren vor der Sitzung, oft mit großer Regelmäßigkeit, Darm oder Blase, um, wie sie sagen, in der Stunde nicht davon belästigt zu werden. Immer steht dieses anscheinend so ordentliche Verhalten dann im Dienste des „Widerstands". Der Druck von Blase oder Darm vor der Sitzung war der körperliche Ausdruck einer Mitteilungsspannung gewesen, und mit der Entleerung jener Organe vor der Sitzung konnten die Patienten diese Spannung aufheben und weiter im Widerstand verharren.

Einem Patienten, dem ich nach einer ausgesprochenen „leeren", also im Widerstand verbrachten Stunde sage, daß er das Wesentliche, was ihn unbewußt z. Zt. beschäftige, nicht vorgebracht habe, fällt darauf sofort ein: Vor der Stunde hätte er beim Urinieren beobachtet, daß sein Glied länger geworden sei, nicht mehr die gewohnte kindliche Form habe. In dieser Mitteilung lag der Schlüssel zum Verständnis seines Widerstandes und zu seiner Auflösung.

Aber auch ohne das Auftreten solcher Körpererscheinungen im Widerstand, zeigt dieses Stadium ganz allgemein etwas allen den Spielarten und Erscheinungsformen des Widerstandes Gemeinsames: den Kampf zwischen Zurückhaltung und Hergabe eines Besitzes.

Im täglichen Leben beobachtet man eine Analogie dieser Mitteilungsspannung, wie wir sie aus der Übertragung kennen, am Verhalten des Verliebten. In den ersten Stadien seiner Beziehung zeigt er im allgemeinen die Tendenz, sich seinem Partner „anzuvertrauen", und spricht ohne Not von Dingen, die er bisher geheim hielt. Dieses spontane Aufgeben von Geheimnissen, die sogenannte „Vertraulichkeit", gehört zu den Vorboten eines Prozesses, der beim Austausch von Zärtlichkeiten endet. Das spontane Aufgeben von Geheimnissen wird daher auch allgemein wie eine Art Sympathieerklärung empfunden und erinnert den Analytiker an das bei kleinen Kindern viel beobachtete Einnässen auf dem Arm einer ihre Sympathie erweckenden Person.

Ein Patient mit ausgedehntem sexuellem Phantasieleben definierte die „ideale Geliebte" als die, „mit der ich alle meine geheimen Phantasien teilen kann." Andererseits machen viele Personen aus der Tatsache ihrer psychoanalytischen Behandlung selbst ein striktes Geheimnis. Knüpfen solche Patienten während ihrer Analyse Liebesbeziehungen an, so kann man sicher erkennen, wann eine solche Beziehung ernsteren Charakter annimmt: dann nämlich, wenn es den Patienten drängt, seinem Liebesobjekt die Tatsachen seiner Behandlung mitzuteilen.

Ein Patient mit ausgesprochenem Analcharakter hatte entsprechend der zurückhaltenden Tendenz seines Ichs viele Geheimnisse. In der Analyse trat dies erst hervor, als es gelungen war, seinen Zwang zur Stuhlretention soweit zu beheben, daß er ihm weder bei der Organfunktion selbst noch auf Sublimierungsstufen derselben Störungen verursachte. Mit anderen Worten: Er konnte bereits regelmäßig defäzieren, pünktlich seine Zahlungen leisten, Briefe beantworten, Aufträge ausführen etc., und nun zeigte sich in der Analyse ein merkwürdiges Verhalten: Umständlich und mit Erweckung angespannter Aufmerksamkeit begann er eine Geschichte zu erzählen, aber er kam damit nicht recht weiter; ehe es klar

war, um was es sich handelte, hatte er sich unterbrochen, um eine neue Geschichte zu beginnen mit derselben Wichtigkeit, derselben Erweckung von Spannung, um auch diese um einer dritten willen abzubrechen usf. Er benahm sich wie der Schreiber eines Kriminalromans, der ein Kapitel um das andere den Leser mit Erwartungen erfüllt, deren Befriedigung er hinausschiebt bis ans Ende — um häufig dann einen leeren und unbefriedigenden Schluß zu bringen. Was machte unser Patient? Er hatte sich nach Opferung seines Zurückhaltungssymptoms dasselbe neu geschaffen, nunmehr lediglich in der Übertragung. Sein Ich hatte ihm die Möglichkeit zur Weiterbetätigung der Retention reserviert — in Gestalt des Geheimnisses. So weit war der Vorgang einfach als anale Reaktionsbildung anzusprechen. Je weiter aber die Analyse fortschritt, je mehr sie von der analerotischen Krankheitsoberfläche aufhob, um mehr und mehr von phallischen Tendenzen, infantilem Narzißmus und Kastrationsangst zu zeigen, die alle von der analen Symptomatik verdeckt gewesen waren, um so mehr wandelte sich auch sein Verhalten zum Geheimnis: nun begann er auch außerhalb der Analyse bei Freunden und Bekannten, sich mit Andeutungen wichtig zu machen, die auf seinen Besitz eines Geheimnisses schließen ließen. Zunächst begnügte er sich mit Andeutungen, ohne sich über den Geheimnisinhalt zu ergehen. Als es der Analyse dann gelang, einen Teil seiner Kastrationsangst zu beheben, verwandelte sich wiederum sein Verhalten in bezug auf seine Geheimnisse: Nun begann er, auch vom I n h a l t e derselben Mitteilung zu machen, zuerst in Andeutungen, später in richtigen Ausführungen, — er wurde indiskret. Erst am Schluß der Behandlung, als ein geregeltes Genitalregime von seinem Leben Besitz ergriffen hatte, fiel der letzte Rest seiner Geheimnisfunktion, die indiskrete Geschwätzigkeit, völlig fort. Er hatte es nun nicht mehr nötig — weder das Geheimhalten, noch das Ausschwatzen.

Kommt man bei solchen Beobachtungen zur Annahme einer identifizierenden Beziehung zwischen dem Geheimnisinhalt und den Exkrementen Stuhl und Urin, so will man erfahren, ob sich die Parallele auch auf andere Ausscheidungen ausdehnen läßt, und macht dabei eine merkwürdige Entdeckung: Es besteht auch eine Relation des Geheimnisphänomens zu den Genitalsekreten, aber hier tritt das Geheimnis in veränderter Form auf. Ein Beispiel mag das verdeutlichen.

Das Beispiel zeigt die Wandlung im Schicksal des „Geheimnisses" im Laufe der Analyse. Der Geheimnisinhalt macht bei unserem Patienten alle Stadien durch, vom tiefverborgenen wichtigen Besitz bis zu seinem völligen wertentäußerten Verschwinden. Dieses trat ein, sobald der Patient die genitale Stufe voll erreicht hatte. Es war ein infantiler Besitz gewesen, den er aufgab, als die Analyse ihn hatte erwachsen werden lassen. Dazwischen hatte er einige Stadien durchgemacht, deren auffälligstes das Bedürfnis war, mit seinem Geheimnis sich bei anderen wichtig zu machen. Der Wandlung des Geheimnisphänomens war eine andere parallel gelaufen, nämlich die allmähliche Verschiebung des Sexualregimes vom analen über ein phallisch-exhibitionistisches Stadium zum genitalen.

Nach diesen Beobachtungen können wir, unsere anfänglichen Vermutungen revidierend, etwa folgendes feststellen:

1. Es besteht tatsächlich im Unbewußten eine nahe Beziehung unseres Begriffes zu den Ausscheidungen. Aber es muß betont werden, daß nur der Geheimnis i n h a l t mit diesen identifiziert werden kann.

2. Der Begriff des Geheimnisses ist nicht einheitlich, sondern einer Wandlung

unterworfen, die ihrerseits von den Wandlungen des Sexualregimes abhängig ist. Über diese Wandlungen unseres Phänomens oberhalb der analen Stufe müssen wir einige genauere Betrachtungen anstellen.

III.

Wir hatten gesehen, daß die Geschwätzigkeit, in die unser Patient geraten war, genau so enge Beziehungen zum Geheimnisphänomen hatte, wie das schweigende Verbergen beim analen Charakter, freilich andere: Diese Geschwätzigkeit, wie wir sie aus dem täglichen Leben von den sogenannten Klatschbasen beiderlei Geschlechts kennen, diesen wichtigtuenden Schwätzern beim Stammtisch und beim Kaffeekränzchen, die immer etwas Neues über den gerade abwesenden Nachbarn oder Freund mitzuteilen haben (und gewiß selten etwas Gutes), sollte uns an ihr Vorbild erinnern: die kleinen Mädchen und Jungen in der Schule im Alter der Vorpubertät. Hier finden wir dieselben Atmosphäre, gewitterschwanger von Geheimnis und Wichtigkeit. Und hier entdecken wir auch, daß das Geheimnis nicht einfach ein Sublimierungsprodukt der Inhalte von Blase und Darm sein kann.

Zwar werden die kindlichen Verrichtungen der Abgabe von Kot und Urin durch die Erziehungsnormen schon äußerlich in die Sphäre des Geheimen, des Abgesonderten gebracht. Hier aber in der Vorpubertät füllt sich der Geheimnisbegriff mit einem neuen, vielleicht seinem wichtigsten Inhalt. Jede Generation von neuem wird instinktiv die ersten Regungen ihrer Geschlechtlichkeit geheim halten, instinktiv sie zu verbergen streben; aber mit der gleichen Heftigkeit treibt es sie auch zur Mitteilung in irgend einer Form, und in diesem Zwiespalt zwischen Verbergungs- und Mitteilungsbestreben scheint auf dieser Stufe der Sinn des Geheimnisbegriffes eingeschlossen zu sein.

Wenn ein 11jähriges Mädchen eines Tages die Turnstunde nicht mitmacht und ihr Abseitsstehen so zu verbergen strebt, daß die Neugier der anderen darauf fällt; wenn sie — mit anderen Worten — den Eintritt ihrer ersten Menstruation auf eine Weise geheim hält, daß alle Kameradinnen wissen, worum es sich handelt, so tritt in diesem Verhalten das Geheimnisphänomen uns in seiner ganzen Zweideutigkeit vor Augen. Einem *solchen* Geheimnisträger ist nicht wohl, solange die anderen nicht mindestens wissen, daß er ein Geheimnis hat, und darin liegt der Unterschied zum analen Geheimnistypus beim „Jüngling" von *Dostojewski*, das dem Verhalten des Geizhalses gleicht, der seinen Schatz ja *wirklich* vor den anderen verbergen will. Im zweiten Typus, dem des kleinen Mädchens, liegt eine exhibitionistische Note, die gleiche, die unser Patient nach den ersten analytischen Veränderungen in seinem Verhalten zeigte.

Die erste Fortentwicklung vom Analen hinweg gipfelt also in dem Bestreben des Geheimnisträgers zu zeigen, daß er etwas „habe". Verbinden wir hiermit die Beobachtung, daß dieses Bestreben mit seiner großen Regelmäßigkeit im Lebensalter der Pubertät auftritt und dort stets eine besondere Wichtigkeit in Anspruch nimmt, so werden wir uns fragen, ob es nicht einen Grund, sowohl für diese Regelmäßigkeit, wie für die besondere Wichtigkeit des Auftretens gerade dieser Form des Geheimniserlebnisses gerade in diesem Lebensalter gibt. Hierzu

müssen wir untersuchen, an welcher Stelle das Kind den Begriff des Geheimnisses entwickelt. Wann, fragen wir, erlebt das Kind zum ersten Male „Geheimnis"?

IV.

Ohne weiteres schöpfen wir die Antwort aus der analytischen Erfahrung. Wir kennen die Schranke, auf welche die Wißbegier des Kindes im fünften Lebensjahre, mitunter auch früher, zu stoßen pflegt, in der Zeit zu stoßen pflegt, in der das frühkindliche Sexualleben auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung steht. Wir wissen, wie häufig der letzte Akt des Dramas, das wir Ödipuskomplex nennen, damit erreicht wird, daß das Kind auf seine Fragen nach der Herkunft der Kinder, nach dem Unterschiede der Geschlechter, nach dem Schicksale seiner eignen Genitalien unzureichende, falsche oder gar keine Antworten erhält. Dann erlebt das Kind zum ersten Male „Geheimnis". Oft genug auf recht empfindliche Weise. Es sieht sich ausgeschlossen von etwas, was die Erwachsenen haben, ausgeschlossen von einem Wissen um Tatsachen, deren Existenz es wahrgenommen hat, ohne sie erfassen zu können. Es erfährt, daß es Dinge gibt, die — es nicht erfährt. „Wenn Du groß bist, dann wirst Du es erfahren", sagen die Erwachsenen.

Erfahren wir in der Analyse von solchen Zurückweisungen kindlichen Forschungstriebs, so bekommen wir immer einen starken Eindruck von der traumatischen Bedeutung solcher Vorgänge. Das Kind verträgt es nicht immer gut auf seinem Zuge der Eroberung der Außenwelt (der auf weite Strecken ein Entdeckungszug ist) aufgehalten zu werden und auf eine Schranke zu stoßen, die es nicht durchbrechen kann. Im Allgemeinen kann es sich mit Versagungen abfinden, besonders gut, wenn es dieselben versteht oder ihre Aufhebung in der Zukunft erwarten darf, so z. B. mit der Versagung von Körperfunktionen, zu deren Betätigung es zu klein ist, wie etwa die Genitalfunktion. Ganz anders ist es, wenn zwei Versagungen sich miteinander kombinieren, wie z. B. die Versagung einer Funktion mit der Versagung eines Wissens.

Hier scheint uns die Geburtsstelle des Geheimniserlebnisses beim Kinde zu liegen. Es stößt auf die Kombination zweier Versagungsqualitäten, es wird gleichzeitig von einer Funktion und von einem Wissen ausgeschlossen. Eines allein hätte es vielleicht ertragen, beides zusammen nicht.

Ein Patient hat bis zum Alter von $3^1/_2$ Jahren bei den Eltern geschlafen, sich normal entwickelt, keinerlei Störungen gezeigt. Erneute Schwangerschaft der Mutter führt zur Ausquartierung des Kindes aus dem Schlafzimmer und zu einer plötzlichen Fernhaltung von den gewohnten Zärtlichkeiten der Mutter. Das Kind, das unter dem Verlust dieser Zärtlichkeiten (erste Versagung) nicht besonders zu leiden scheint, zeigt einen täglich vermehrten Fragedrang nach den verschiedensten Gegenständen. Schließlich bekommen seine Fragen spezielleren Charakter, richten sich auf private, häusliche Vorgänge, Beziehungen der Eltern und vor allem die „Krankheit" der Mutter. Man verstummt, weicht aus, man wird bei seinen erneuten Fragen ungeduldig, weist es schließlich schroff zurück. Es verstünde das nicht, sei noch zu dumm (zweite Versagung).

Jetzt beginnt der bisher intelligente Knabe wirklich „dumm" zu werden; er verliert seine Fragelust, wird schweigsam und die bisherige Offenheit seines Verhaltens weicht zu-

nehmend der Neigung, sich trotzig und traurig zurückzuziehen. Das gute Verhältnis zur Mutter ist zerstört, und es gelingt derselben trotz aller Bemühungen nicht, das alte Vertrauen wieder herzustellen. Auf Fragen, was er, stundenlang in seinem Zimmer zurückgezogen, tue, antwortet er nicht oder ausweichend. Man beobachtet ihn heimlich, und findet ihn mit Hausgerät oder Spielzeug beschäftigt, womit er sich phantastisch im Flüstertone unterhält. Über den Sinn seiner Spiele gibt er keine Auskunft.

Erst in der Analyse erweist sich ihr anal-sadistischer Inhalt. Beim Schulbeginn hat er bereits eine ausgesprochene Lernhemmung, vermag außer Zahlen nichts aus der anschaulichen Welt aufzunehmen, bleibt bald hinter seinen Mitschülern zurück. Mehr und mehr verfällt er in eine Art von Rechenzwang, der ihn völlig okkupiert, vermittelst dessen er aber nach außen hin wenigstens als glänzender Rechner geschätzt zu werden vermag. Diese Fähigkeit benutzt er alsbald in objektfeindlicher Richtung, etwa wie der Chiromant sein geheimes Wissen, um sich damit eine Art Achtung zu erzwingen. In der Pubertät ist er zu einer radikalen Verleugnung der genitalen Regungen genötigt.

Was hier zur Charakterwandlung und späteren Neurose geführt hat, liegt auf der Hand: die brennende Frage seines Ödipuskomplexes war die Sorge gewesen, eines Tages auch „erwachsen" im genitalen Sinne sein zu können. Die erste Versagung ertrug er gut, indem er den verminderten Zärtlichkeitsempfang seitens der Mutter mit der Überbesetzung seines Wißtriebes kompensierte, der gerade in Blüte stand. Solange der befriedigt wurde, konnte das Kind an einer Stelle „wachsen" und sich über seine genitale Kleinheit trösten. Auf den Wißtrieb fällt nun die zweite Versagung, und dieser zeigt sich das kindliche Ich nicht gewachsen. Es wird betroffen vom Trauma des Geheimnisses — der Erwachsenen. Und nun kommt der Vorgang zustande, der aller Charakterbildung zugrunde liegt, wie wir aus Freuds „Das Ich und das Es" wissen: eine Objektbesetzung wird abgelöst durch eine Identifizierung. Das Kind wendet sich von der bisher geliebten Person ab, nimmt aber deren Eigenschaften in sein Ich auf, *auch diejenige Qualität des Objekts, die zum Trauma geführt hat*, die Qualität des Geheimnishabens. Wir können ohne weiteres hinzusetzen, daß hier, wie wahrscheinlich in sehr vielen Fällen, das Kind den Geheimnisbesitz der Erwachsenen unmittelbar mit der Vorstellung des Genitales der Erwachsenen identifiziert hat, und daß das „Geheimnis" damit begonnen hat, jenen ersehnten Besitz samt seiner Funktion dem Kinde *voll zu ersetzen*.

V

Zum Schluß wollen wir versuchen, unsere Ergebnisse zu formulieren:

1. Das Geheimnisphänomen, abhängig von den Wandlungen des Sexualregimes, macht oberhalb der analen Stufe seinerseits Wandlungen durch.

2. Auf der analen Stufe steht der *Inhalt* im Vordergrunde und imponiert als Besitz, der nicht hergegeben werden soll. Bei Erschütterung des Analregimes verliert das Geheimnis mehr und mehr von seinem Besitzcharakter und gerät in den Konflikt zwischen Zurückhaltung und Hergabe.

3. Bei weiterer Annäherung an die genitale Stufe verstärkt sich die Tendenz zur Wirksamkeit nach außen, und das Geheimnis tritt in den Dienst der Exhibition.

(Andeutungen, Wichtigtun etc.) In diesem Stadium erinnert es an das Verhalten der Kinder in der Pubertät.

4. Schließlich bekommt das Geheimnis immer mehr die Qualität eines zu schenkenden Gutes, eines Mittels, sich mit der Außenwelt in freundliche Beziehung zu setzen (Vertraulichkeit, Sympathiekundgebung), endlich eines Mittels der Liebeswerbung.

5. Auf diesem Wege verschiebt der Begriff seinen Wertakzent von der Qualität des Besitzers auf die Qualität der Funktion.

6. Seine Herkunft aus dem Ödipuskomplex kann die Analyse an pathologischen Entwicklungen feststellen, bei denen sich ergibt:

a) das Geheimnis kann in der frühkindlichen Sexualperiode als traumatisches Agens auftreten und diese beenden.

b) Es kann in dieser Situation vom Kinde mit dem Genitale der Erwachsenen identifiziert und (auf diesem oder anderem Wege) als Ersatz für seine Ödipuswünsche aufgenommen und ins Ich verarbeitet werden.

Zum Stand der heutigen Biologie

Dargestellt an Kurt Goldstein: „Der Aufbau des Organismus".[1]

Von

S. H. Fuchs

London

Vorbemerkung

Die folgenden Mitteilungen über einige Grundlagen der modernen Neurobiologie gehen vom Werke Kurt Goldsteins als eines ihrer Exponenten aus. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er ihr einziger oder bedeutendster Vertreter sei, noch daß die von Goldstein vertretenen Auffassungen und mitgeteilten Tatsachen ausschließlich von ihm gefunden worden seien. Die Grundauffassung durchsetzt vielmehr in solchem Maße die gesamte neuere Biologie, Physiologie, Anatomie, Medizin, Psychologie, Soziologie, Philosophie, ja anscheinend selbst Physik und Chemie, daß selbst denjenigen, die sonst anders zu denken gewohnt sind, auffallen sollte, wie sehr viel mehr neue Denkweisen in den Umständen der Zeit begründet liegen als in etwa plötzlich wie zufällig auftauchenden neuen Ideen und Beobachtungen einzelner Köpfe. Immerhin wird es kein Zufall sein, daß gerade Goldsteins Arbeit weit über sein engeres Fachgebiet hinaus in stei-

1) K. Goldstein: Der Aufbau des Organismus. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen. Martinus Nijhoff, Haag, 1934, X u. 363 Seiten.

gendem Maße im letzten Jahrzehnt das Interesse derjenigen gefunden hat, die den Kontakt mit der Entwicklung der Naturwissenschaft im ganzen nicht vermissen wollen. Im Speziellen veranlassen mich noch die im folgenden angegebenen Gründe gerade das Werk Goldsteins zur Basis zu nehmen:

1. Die Konzeption ist eindeutig, entschieden, radikal und ohne Kompromisse durchgehalten. Hier wird mit der Ganzheitsauffassung durch und durch Ernst gemacht, niemals handelt es sich um bloße Phrasen. Dabei bleibt G. immer Biologe. Ob er von Reflexen spricht, von Tonusveränderungen oder vom Wesen biologischer Erkenntnis handelt, oder Begriffe wie Norm, Gesundheit und Krankheit, Leben und Geist neu abzugrenzen sucht, ob er sich mit Gestaltpsychologie, Psychoanalyse auseinandersetzt, über analytisches und synthetisches Vorgehen, über Erkennen und Handeln besinnt: stets geht er von den Dingen aus und kehrt zu ihnen zurück, stets bleibt im Mittelpunkt der konkrete Mensch in seiner konkreten Welt, immer ist es der gleiche Wurf der gleichen Persönlichkeit, die die Fackel ihrer Grundüberzeugung durch Zeiten und Dinge trägt und sieht, wie weit sie erleuchten kann und wo neue Dunkelheiten locken.

2. Goldsteins Werk erschien jetzt erstmalig in Buchform, in seinen Hauptergebnissen zusammengefaßt, gibt also den neuesten Standpunkt seiner eigenen Lehre wie auch der Neurobiologie im allgemeinen wieder. Der Stil ist klar und einfach und kann auch vom Unverbildeten mit größtem Gewinn gelesen werden. Ein ähnliches Werk, auf dem man eine Darstellung des uns hier beschäftigenden Stoffes hätte bauen können, ist ein Werk von C. v. Monakow und R. Mourgue.[2] Ich hätte dies ohne das Erscheinen des Buches von Goldstein auch getan. Eine Kostprobe mag die Schwierigkeiten, die Gedanken der Autoren in allgemein verständlicher Weise wiederzugeben, vielleicht illustrieren:

„Wir haben oben ein Beispiel für die Wiederherstellung des neuralen Gleichgewichtes bei einem Fall *negativer Isolierung* oder *apathischer Anastole* (Paralyse) gegeben, die nach einer Emotion spontan erfolgte. Besonderes Interesse verdienen unter diesem Gesichtspunkt jene Heilungen, die unter dem Einfluß des religiösen Instinktes eintreten (Heilungen, die in Notre-Dame de Lourdes beobachtet werden). Das klinische Material dieser Fälle ist wenigstens (nach unserer Kenntnis) noch nicht vom biologischen Gesichtspunkte aus studiert worden. Interessant dabei ist die Tatsache, daß die Tätigkeit der *Syneidesis* hierbei oft spontan in Erscheinung tritt. In diesen Fällen ist die Heilung indessen meist das Resultat einer langen Inkubationszeit, in deren Verlauf die biologische Rolle des religiösen Instinktes dadurch in Erscheinung tritt, daß das Symbol, das ihn ausdrückt (persönlicher Gott) für die *Syneidesis* eine *synthetische Kraft prospektiven Charakters* von seltener Stärke bildet." (Seite 267.) Oder Seite 291: „Daneben steht die Gruppe B, die in sich fast den ganzen Rest der Affektivität, oft in potentieller Form, absorbiert. Meistens geschieht das

2) „Biologische Einführung in das Studium der Neurologie und Psychopathologie", Stuttgart, 1930.

unter der Form der *Ekklisis* und nicht unter der der *Klisis*, wobei ausschließlich die *agglutinierte Kausalität* als Ausdrucksmittel zur Verwendung kommt. Gegen das *Kakon*, das unter den verschiedensten Formen auftritt, verteidigt sich das Individuum mit energischen, obwohl häufig untauglichen Mitteln. Das *Kakon*, begleitet von einer Reaktion der *Ekklisis* in schwankender Dauerform, bildet beim Schizophrenen den hauptsächlichsten Inhalt seiner psychischen Welt."

Wie man sieht, ist ein Studium dieser speziellen Sprache nötig, um zu verstehen, was hier gemeint sein könnte. Ich glaube wenigstens nicht, daß andernfalls irgend jemand nach Lektüre dieser Sätze mehr von der Welt der Schizophrenen weiß als vorher.

Unvergängliche Sätze aus Schopenhauer „Über Schriftstellerei und Stil" fallen einem ein. Indessen ist das Buch v. Monakows sehr lesenswert, umfassend und reich in der Anlage (in gewissem Sinne reicher als das Goldsteins) und voller Anregung. Aber ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß es für den Nichtfachmann oder ganz speziell Interessierten nicht möglich sein wird und auch nicht lohnen würde, die nötige Zeit zum Studium aufzubringen.

3. Für mich ist die vorliegende Arbeit Goldsteins kein Buch. Aus jeder Zeile fast spricht die wohlbekannte Stimme des verehrten Lehrers, unter dessen Anregung und Leitung ich über zwei Jahre arbeiten durfte. Verklungene Töne aus einer Welt, die im wahrsten Sinne des Wortes verschwunden ist —! Viele Stunden der Belehrung, die offiziellen Vorlesungen, Vorträge, Seminare und die noch viel schöneren der improvisierten Demonstrationen, Zweifel, Diskussionen mit ihren neuen Überzeugungen, neuen Problemstellungen, tauchen auf und sind so sehr mit dieser Darstellung verwoben, daß ich sie schwerlich trennen könnte. Die besondere Art der Anregung, die von Goldstein ausgeht, ist untrennbar mit der menschlichen Beziehung verschmolzen. Sie kann nur von einem jener seltenen Menschen ausgehen, denen es wirklich um die Sache zu tun ist, deren Überzeugungen nicht ablegbar sind wie ein Anzug, sondern gewachsen wie dem Vogel das Gefieder. Deshalb nimmt man auch den manchmal stark subjektiven Blickpunkt gerne hin, weil man fühlt, daß er wahrlich zu einem Ganzen gehört und in diesem aufgeht. Als ich vor über zehn Jahren dort gerade zu arbeiten angefangen hatte, war ich mit Untersuchungen an einem aphasischen Hirnverletzten beschäftigt. Ich schrieb mein Protokoll nach der Art, wie ich es, natürlich nach klassischem Schema, gelernt hatte. G. nahm es vor, um es mit uns durchzusprechen. Seine Miene ist mißmutig, fast finster, die Mundwinkel nach unten gezogen — da plötzlich heitert er sich auf: er kommt an eine Stelle, wo ich geschrieben hatte: „er freut sich" (eine Bemerkung, die gewöhnlich als „nicht dazu gehörig" unterblieben wäre). Strahlend sagt er: „Sehen Sie, das freut mich, daß Sie das geschrieben haben!"

Die Wirkung solcher Anregung ist, oder war es wenigstens für mich, eine sehr intensive Bereicherung der Innenschau und Befreiung von Einschränkungen durch Schulmeinungen, eine richtige Aufklärung über uneingestandene, verborgene Vorurteile, Schärfung des Blicks für verborgene Theorien, die sich als

„Tatsachen" maskieren, eine neue Aufgeschlossenheit und Mut zu neuen Beob=achtungen. Sie ist in gewissem Sinne einer Analyse vergleichbar, wenn auch in ganz anderer Weise und in einer anderen, weit unpersönlicheren Sphäre. Und doch vom Moralischen nicht trennbar. Es kann nur für G. sprechen, daß ich niemals meine Kritik verlor und keinen Grund fand, sie zu verbergen oder zu verkleinern. Besonders wenn es um die Psychoanalyse ging, mit der ich mich gerade neuerdings wieder intensiver zu beschäftigen begann, sah ich deutlich, daß hier auf nicht zulänglicher Basis Kritik geübt wurde, daß das Werk Freuds, nur teilweise gekannt, schon im Aufgreifen umgeformt war und dann kritisiert wurde. Ich habe aber später gelernt, daß die Stellung eines Menschen und Forschers zur Analyse ein ganz besonderes Kapitel ist und keine Rück=schlüsse auf andere Gebiete zuläßt. Als ein Ausdruck davon soll diese uns ja spe=ziell interessierende Seite des Goldsteinschen Werkes hier am Ende in einem Anhang gesondert besprochen werden.

Umrisse

„Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend —
Zum Erstaunen bin ich da."

(Goethe)

Man könnte Goethes gesamte naturwissenschaftliche Schriften zitieren. Viele Sätze davon könnte Goldstein geschrieben haben, fast alle würde er, so glaube ich, unterschreiben. So sehr ist die hier vertretene Naturauffassung mit der Goethes verwandt. Das folgende aus „Bildung und Umbildung organischer Naturen" kann geradezu als Wegweiser zur Grundeinstellung dienen:

„Wenn wir Naturgegenstände, besonders aber die lebendigen, dergestalt ge=wahr werden, daß wir uns eine Einsicht in den Zusammenhang ihres Wesens und Wirkens zu verschaffen wünschen, so glauben wir zu einer solchen Kenntnis am besten durch Trennung der Teile gelangen zu können; wie denn auch wirklich dieser Weg uns sehr weit zu führen geeignet ist. Was Chemie und Anatomie zur Ein= und Übersicht der Natur beigetragen haben, dürfen wir nur mit wenig Worten den Freunden des Wissens ins Gedächtnis zurückrufen.

Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch manchen Nachteil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber

man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen anorganischen, geschweige von organischen Körpern."

Auf die mannigfachen Beziehungen zur neueren Psychologie und Philosophie ist schon hingewiesen worden. Es sei hier nur Bergson — Scheler — Klages — Gestaltpsychologie erwähnt. Im engeren Fachsinn gehen Goldsteins Ansichten ganz bewußt auf John Hughlings Jackson (1834—1911) zurück. Dieser Mann kann als der geniale Vorläufer der ganzen modernen Neurobiologie bezeichnet werden. Forscher wie H. Head in England, Pierre Marie in Frankreich, und besonders v. Monakow haben ihn der Mitwelt wiederentdeckt. Im Jahre 1865 wurden seine Ansichten nicht verstanden und gegenüber denen Brocas nicht beachtet. Der Siegeszug der Lehre von der Lokalisation von Funktionen begann, ein Ereignis, das nach Goldsteins Meinung verhängnisvoll für die Entwicklung der Neurologie war und diese um 100 Jahre zurückwarf. J. H. Jackson vermied von vornherein den Fehler, das Gehirn landkartenartig in isolierte Einzeldistrikte aufzuteilen und diesen von einander unabhängig gedachte Leistungen zuzuschreiben, zugunsten einer wahrhaft biologischen Betrachtungsweise. Kernpunkte seiner Lehre sind:

Es besteht eine Hierarchie der Funktionen nach verschiedenen „*levels*" (Leistungsstufen), nach denen der Aufbau des Nervensystems in seiner Entwicklung erfolgt und auf die der Abbau bei Schädigung zurückgreift. Die höheren, entwicklungsgeschichtlich jüngeren Apparate wirken hemmend auf die niederen ein. Hirnkrankheiten lehren nicht so sehr, was die verlorenen Teile geleistet haben, als was die erhaltenen leisten können. Dem entsprechend muß man stets zwei Symptomgruppen unterscheiden:

1. negative, d. h. unmittelbare Ausfallssymptome,
2. positive, entsprechend den mehr automatisierten Leistungen der subkortikalen Zentren.

Sieht man ein altes hirnpathologisches Buch von vor etwa 100 Jahren, z. B. Burdach, so stehen Betrachtungen über Gott, die Natur und dergleichen voran. Dann kommt eine lange Epoche, die sich besonders wissenschaftlich vorkommt. Da ist nur von „Tatsachen" — Reflexen, Ganglienzellen, Zentren etc. — die Rede. Erst heute wieder fühlen Autoren wie v. Monakow, Goldstein sich gehalten, ihre Darstellungen in ähnlich umfassendem Rahmen zu geben. Die Biologen unserer Zeit werden philosophisch, unsere Philosophen biologisch und begegnen einander so. Die wechselseitige Abhängigkeit von Standpunkt, Methodik, Problemstellungen wird klar, die Problematik bei der Feststellung von Tatsachen, die Mystik hinter den Hirnkarten wird sichtbar. Ein Reflex etwa, der so unbefangen als eine anatomisch-physiologische Elementartatsache hingenommen worden war, mag weniger über den Zustand des Nervensystems des Patienten aussagen als über die Weltanschauung, etwa die politische, des Untersuchers. Diese Formulierung, wenn auch zutreffend, ist von mir natürlich absichtlich überspitzt. Es kommt darauf an, zu begreifen, wie sich die Befunde der Anatomie, Histologie, Physiologie, Klinik entsprechen und gegenseitig zu bestätigen scheinen,

während sie in Wirklichkeit auf den gleichen uneingestandenen Voraussetzungen beruhen. Es muß verstanden werden, daß es sich um dieselben Probleme handelt, ob wir vom Reflex sprechen, der uns vielleicht sehr gleichgültig ist, oder von Fragen des spezifisch menschlichen Seins, das uns offenbar täglich beschäftigt.

Diese Darstellung geht vom Menschen aus. Sie betrachtet den Organismus als eine Einheit und denkt sich ihn nicht aus Teilen zusammengesetzt. Sie verspricht sich daher nichts von Untersuchungen, die auf künstliche Isolierung einzelner Teile hinauslaufen, sei es im Experiment, sei es im zerstückelnden Tierversuch. Sie glaubt nicht an die Entwicklung „komplizierterer" Wesen aus „einfacheren", da sie gar nicht von vorneherein anzugeben vermöchte, was „einfach" ist. Sie sieht in pathologischen Erscheinungen gesetzmäßige Abwandlungen und bemüht sich, die Gesetze dieser Abwandlung zu verstehen. Das „Normale" gehört in die Reihe dieser Abwandlungen und wird nur von außen durch Umstände, die überdies wechseln können, als etwas Besonderes ausgezeichnet. Diese Auffassung lehnt es ab, Definitionen über das Wesen des Organismus, des Lebens etc. vorauszuschicken, hält solche vielmehr für das Endergebnis der Untersuchung. Es scheint als die erste Aufgabe der Biologie, „die lebenden Wesen in systematischer Weise in ihrem jeweiligen So-Sein so eindeutig zu beschreiben, daß wir sie in ihrer Besonderheit erfassen", unterscheiden, in Beziehung setzen können. Gegenstand und Methode stehen in Wechselwirkung und werden mit einander und aneinander entwickelt. Das einzig mögliche Kriterium wissenschaftlicher Erkenntnis ist ihre Fruchtbarkeit.

Überblick der Ergebnisse in ihren Beziehungen zu Teilgebieten

Ein Versuch, den Inhalt gedrängt darzustellen, würde nur verwirrend wirken, soweit der Leser über den lebendigen Hintergrund der Anschauung nicht verfügt. Wir wollen lieber nur in großen Linien angeben, worum es sich handelt, und dafür ein paar Muster konkreter Ergebnisse ein wenig ausführlicher darstellen.

Neurologisches in engerem Sinne

Für diejenigen, die etwa glauben sollten, daß uns solche Gebiete an sich nichts angehen, sei nur daran erinnert, daß Freud seine „Ansprache im Frankfurter Goethehaus" (1930!) mit den folgenden Worten beginnen läßt:

„Meine Lebensarbeit war auf ein einziges Ziel eingestellt. Ich beobachtete die feineren Störungen der seelischen Leistung bei Gesunden und Kranken und wollte aus solchen Anzeichen erschließen — oder, wenn Sie es lieber hören: erraten —, wie der Apparat gebaut ist, der diesen Leistungen dient, und welche Kräfte in ihm zusammen- und gegeneinanderwirken..." [3]

3) Ges. Schr., Bd. XII.

a) *Wogegen es geht*

Wir müssen das wenigstens hier andeuten. Sonst wird uns die Kampfnatur dieser Lehre nicht klar, und wir halten leicht manches für ganz selbstverständlich, das nicht nur so lange gar nicht beachtet wurde, sondern an dessen Gegenteil noch heute von manchen Seiten aufs zäheste festgehalten wird.

In Schlagworten: Gegen den Aufbau des Organismus aus isolierten Einzelteilen nach dem Schema des Reflexbogens. Gegen die Vorstellung, daß Leistungen sich aus elementaren Bausteinen zusammensetzen, in welche sie sich vielmehr erst auf Grund sehr schwieriger, spät erworbener, abstrahierender Einstellung zerlegen lassen. Gegen die Lokalisation von Funktionen. Was lokalisierbar ist, ist immer nur der Grad und die besondere Färbung der Störung der Gesamtfunktion, die mit der Schädigung einer bestimmten Stelle verknüpft ist. Voraussetzung ist genaueste Berücksichtigung und Analyse aller Änderungen des Verhaltens. Infolgedessen: Gegen die „Plus-Minus"-Methode. Darunter ist eigentlich das ganze „klassische" Untersuchungsschema zu verstehen. Z. B.: Patellar-Sehnenreflexe + oder —, bestenfalls „verstärkt" oder „abgeschwächt", Babinski + oder —, Nachsprechen —, Nachmachen von Bewegungen +, Sprachverständnis „erhalten" etc., etc.

Die Kritik stützt sich auf die Unhaltbarkeit der klassischen Lokalisationslehre, und zwar vom anatomischen, symptomatologischen und psychologischen Standpunkt aus, sowie auf die positiven Ergebnisse der Forschung auf diesen und anderen Gebieten von den verschiedensten Seiten in allen Ländern.

b) *Positives*

I. Klinisches: Die Überwindung der Fehler der alten Methode macht den Weg frei zu besserer Beobachtung, Beschreibung, neuen Fragestellungen. Ganz besonders fruchtbar hat sie sich gezeigt

1. auf dem Gebiete der Störungen höheren Verhaltens: Stirnhirnsyndrome, Sprachstörungen (Aphasielehre), Lese-, Schreibstörungen, Seelenblindheit, etc. (besonders mit Gelb),
2. der Erforschung der Bedeutung des Kleinhirns,
3. der sogenannten induzierten Tonusveränderungen (besonders mit Riese).

II. Methodisches: Bestimmte methodische Forderungen werden aufgestellt:

1. Möglichst vollständiges Beschreiben. Kein Vorrang einer Erscheinung vor der andern.
2. Nicht mit dem Effekt begnügen. Genaue Analyse schließt das „Wie" des Zustandekommens einer Leistung ein.
3. Keine Erscheinung kann ohne Bezug auf den ganzen Organismus und die Gesamtsituation betrachtet werden.

III. Theoretisches: Das Nervensystem wird im Gegensatz zur Neuronenlehre als ein Netzwerk betrachtet, in das Ganglienzellen eingeschaltet sind. Es steht mit der Außenwelt durch die Sinnesapparate und die beweglichen Körper-

teile in Beziehung es funktioniert immer als Ganzes. Das System ist stets in Erregung. Ein Reiz ruft eine Veränderung der Erregungsverteilung hervor mit einer sichtbaren, manifesten Änderung, der „örtlichen Nahewirkung" und einem (latenten) Fernteil. Die Ganglienzelle stellt eine Vergrößerung des Systems dar und tendiert dazu, als eine Art Bremse die Erregung zu dämpfen und lokalisiert zu halten. Außer der räumlichen Nähe des Reizansatzes spielt die verschiedene Adäquatheit des Reizes für die verschiedenen Teile des N. S. eine Rolle. Dies wird „funktionelle Nahewirkung" genannt. Der qualitative Faktor, der so eingeführt wird, berücksichtigt die Tatsache der spezifischen Zuordnung umschriebener Teile zu bestimmten Gegebenheiten der Umwelt. Das Lokalisationsproblem wird ausführlich erörtert. Die Differenzierung des Nervensystems auch vom anatomisch-histologischen Gesichtspunkt aus, wird natürlich nicht bestritten. Das kortikale Areal, wo die Entsprechung mit der Peripherie eine minutiöse, punktförmige ist, wird als „Peripherie der Hirnrinde" bezeichnet. Dem gegenüber gibt es große Abschnitte, „denen nach dem Aufbau wie der relativ geringeren Beziehungen zum Projektionssystem eine von der Peripherie relativ unabhängige Bedeutung zuzuerkennen ist, eine Art übergeordnetes Gebiet". (S. 159.) Dieses wird als „zentraler Abschnitt" bezeichnet. Es umfaßt Scheitellappen, Insel und Stirnhirn und ist besonders beim Menschen entwickelt. Daneben geht noch der (Tiefen-) Aufbau in Schichten mit ihren besonderen Beziehungen zu Brücke, Kleinhirn, Rückenmark. Der fünften Schicht wird eine besondere Bedeutung für die sensorischen Leistungen zuerkannt. Indessen leistet die histologische Differenzierung zwar Wesentliches für die topographische Abgrenzung, aber nichts für das Verständnis der Funktion, nichts für den Aufbau der Leistung.

Die Fernwirkung ist stets der Nahewirkung angepaßt, in gewissem Sinne entgegengesetzt, sorgt für die Erhaltung des Gleichgewichtes im ganzen System und macht erst die exakte Ausführung der im Augenblick erforderlichen Leistung möglich. (Man beachte, hier steht L e i s t u n g, nicht Reaktion). Die beiden Teile verhalten sich also wie das Negativ und Positiv einer Aufnahme oder wie Licht und Schatten, wie eine Figur und ihr Hintergrund. Diesen Vorgang, der in gleicher Weise für die Wahrnehmung wie für die Motorik nachweisbar ist, nennt G. das „Vordergrund-Hintergrund-Geschehen" oder die „F i g u r - H i n t e r g r u n d s b i l d u n g" und sieht darin d i e G r u n d f o r m d e s n e r v ö s e n G e s c h e h e n s überhaupt. Eine Stufenordnung der Leistung besteht, gemessen an der jeweils größeren Umfassendheit des gesamten Stücks der Umwelt, das noch vom Organismus erfaßt wird, und der größeren Präzision der Figurgrundbildung. Jeder Abbau geht mit einer Entdifferenzierung dieser Figurgrundbildung im Ganzen oder in unbeschriebenem Gebiet einher. Was Vordergrund wird, bestimmt die Aufgabe, die der Organismus in einer gegebenen Situation zu erfüllen hat, um sein Sein zu erhalten. (Damit ist über die bloße Existenz hinaus die charakteristische Wesenheit der Art und des Individuums gemeint, diese aber als biologisch nicht abtrennbar betrachtet, nicht etwa als „Ideal" dem Rest gegenübergestellt.) Der Organismus sucht also stets, sich

wandelnd und mit seiner stets sich wandelnden Umwelt auseinandersetzend, sich im besten Gleichgewicht und seine Leistungen in möglichster Konstanz zu erhalten. „Diese Art der Auseinandersetzung zwischen Organismus und Umwelt nennen wir das biologische Grundgesetz". Man sieht, daß diese Auffassung die Dynamik, das Schöpferische des lebendigen Geschehens in den Vordergrund rückt; selbst das anatomische Substrat wird von ihr belebt, man möchte fast sagen beseelt. Sie ist sicherlich biologisch im wahrsten Sinne, eine Wissenschaft vom Leben, verzichtet von vorneherein darauf, Lebendiges auf Unlebendiges zurückzuführen, Biologie auf Physik und Chemie zu „gründen". Der Ansatz ist, wenn er einmal erfaßt ist, äußerst fruchtbar und erspart viele Irrwege. Ob er für alles, was wir wirklich brauchen, ausreicht, ist eine andere Frage. Der Grundsatz, daß jedem Erscheinungsgebiet nur die aus ihm geschöpfte Betrachtungsweise gerecht wird, „adäquat" ist, ist übrigens ganz weitgehend beherzigenswert. Er wird auch von Psychoanalytikern gerne durchbrochen, wenn sie sich z. B. mit organischen, soziologischen oder historischen Fakten beschäftigen. Diese Probleme werden uns noch an anderer Stelle beschäftigen.

Psychologisches

Hier ist besonders auf die „psychologischen Analysen hirnpathologischer Fälle" von Goldstein und Gelb hinzuweisen. Gelb hat den Grundsatz einmal am besten so formuliert: „Ich betrachte diesen Hirnverletzten genau so wie einen jeden anderen Menschen." Die Ergebnisse dieser Studien sind weit mehr als eine interessante Sammlung von kuriosen Fällen, ihre Absicht und ihr Wert besteht vielmehr in dem Nachweis ihrer allgemeinen Gültigkeit. Sie verdienen das sorgfältige Studium aller, die an solchem Objekt tätig interessiert sind.

Die Beziehungen zur Gestaltpsychologie sind vielfältige und wechselseitige. Von einer Anwendung des einen auf das andere kann aber nicht gesprochen werden. Die Biologie ist das umfassendere. Eine Kritik der Gestaltpsychologie zeigt, daß diese nur unter bestimmten Bedingungen gilt (wohl nur für die Wahrnehmung! F.). Die Welt ist nicht gestaltet, noch gestaltet sie allein den Organismus. Eine „gute Gestalt" ist die Tätigkeit des Organismus in einer Situation, die seiner Struktur am besten entspricht. Der Organismus tendiert dazu, eine Situation seinem Wesen adäquat zu machen. Zu sagen, Konstanz und Festigkeit seien nicht von der Retina-Abbildung aus zu verstehen, sondern sie entständen im Organismus, ist nicht zureichend. Man muß die Bedingungen aus der jeweiligen Gesamtsituation des Organismus aufzeigen. Auch die „physikalischen Gestalten" Köhlers laufen in isolierten Teilen ab.

Die Ergebnisse der „psychologischen Analysen" eignen sich nicht für eine kurze Mitteilung; man kann aber versuchen, an ein paar Querschnitten wenigstens eine Vorstellung von der Art des Materials zu geben. Wir haben gehört, daß die übliche Untersuchung bei zentralen Störungen, z. B. der Sprache (Aphasien), des Sehens (Seelenblindheit), Erkennens (Agnosie), Handelns (Apraxie) bei fortschreitender Verfeinerung zu immer größeren Widersprüchen der Er-

gebnisse führt. Was mehr ist: sie trägt nicht zu besserem Verständnis weder der Störung noch des gestörten Menschen bei. Auch gibt es keinen Weg, die Ergebnisse solcher Forschungen mit den veränderten Anschauungen der Psychologie in Beziehung zu setzen. Die Kritik an der Methode und den Grundvorstellungen wurde bereits skizziert. Wir wollen der Kürze halber darauf verzichten, die hier mitzuteilenden Ergebnisse mit den älteren Auffassungen zu kontrastieren, obwohl sie ohne diesen Kontrast vielleicht nicht voll verstanden werden können.

Bei einem Amnestisch-Aphasischen ist die Wortfindung gestört, alle übrigen sprachlichen Leistungen sind erhalten. Ein Patient Lewandowskys bot darüber hinaus eine eigentümliche Störung im Verhalten zu Farben: Nannte man ihm einen Gegenstand, so konnte er dessen Farbe weder angeben noch zeigen, obwohl sein Farbensinn intakt war. Man nannte das später „Farbenamnesie" oder „Farbennamen-Amnesie". Gelb und Goldstein machten genaue Analysen an solchen Fällen. Sie begannen dieselben beim Sortieren von Wollproben (Holmgreensche Prüfung). Der Patient soll solche ordnen nach den Grundqualitäten: Rot, blau, grün etc. Dieses Zuordnen war bei den Patienten verändert, obwohl feinste Farbensinnprüfungen keinerlei Störungen ergab. Sie ordneten stattdessen nach Eigenschaften, die sich bald als solche der Helligkeit, Zartheit, der Farbtöne etc. ergaben, und blieben immer unsicher und unzufrieden mit ihrer Wahl. Nur Identisches legten sie prompt zusammen. Sie ließen sich, wie die genaue Analyse ergab, nicht durch ein Ordnungsprinzip leiten, sondern durch jeweilige Kohärenzerlebnisse. Sie konnten nicht die Wollsträhne als Repräsentanten, Symbol, Zeichen für eine bestimmte Farbkategorie (blau, rot etc.) auffassen. Diesen Tatbestand nennen Gelb und Goldstein eine Störung im „kategorialen" Verhalten. Diese Patienten bieten ein konkreteres, anschaulicheres, primitiveres Verhalten. Man kann diese Störung aber nur aufdecken, wenn man das Vorgehen der Kranken genau beobachtet und nicht etwa nach dem Endresultat (die Plus-Minus-Methode) beurteilt. Dieses kann auf dem Umweg über komplizierte Ersatzleistungen „richtig" ausfallen. Eine schöne Erklärung für die „Farbenamnesie"! Aber ist es nicht mehr? Weitere Besinnung und Beobachtung zeigt, daß die Zuordnung von bestimmten Worten (Worten als „Zeichen für") zu Farben und Gegenständen genau dasselbe kategoriale Verhalten voraussetzt, daß sich also die Störung „amnestische Aphasie", wie die zuerst quasi als Nebenbefund entdeckte Farbennamen-Amnesie selbst, auf eine gemeinsame Grundstörung zurückführen und von dieser aus verstehen lassen. Das letztere stellt natürlich die Verbindung zur normalen Psychologie her. Es führt hinüber zu jener so grundwichtigen Unterscheidung zwischen der Sprache als Ausdruck von und der Sprache als Zeichen für etwas. (Darstellungsfunktion der Sprache nach K. Bühler.) Wir drücken das in der Analyse so aus, daß wir sagen, im Unbewußten würden die Worte wie Dinge behandelt.

Amnestisch-Aphasische haben also die Darstellungsfunktion der Sprache verloren. Kategoriales Verhalten und Haben der Worte als Zeichen für Begriffe

ist der Ausdruck ein und derselben Grundfunktion. Keines von beiden ist primär oder sekundär. Wir haben hier ein Beispiel für jenen Abbau der Funktion bei Schädigung der Apparate auf ein tieferes Niveau, eine Art von Regression zu Stadien der Sprachenentwicklung beim Kinde und beim Primitiven. Die beiden dürfen indessen nicht gleichgesetzt werden. Wir wollen sorgfältig merken, daß Vorhandensein der höchsten, empfindlichsten, spätesten Schicht durch ein abstrakteres, wirklichkeitsferneres, begrifflicheres Verhalten gekennzeichnet ist, während bei Abbau konkreteres, wirklichkeitsgebundeneres Reagieren hervortritt. Dies ist ganz konform mit den Vorstellungen J. H. Jacksons. Wir sehen somit eine erste Stufe, eine, die für menschliches Wesen von der allergrößten Bedeutung ist, in jener Hierarchie, die durch immer stärkeres Hervortreten automatischer Leistungen bis hinunter zu den unter konstanten Bedingungen fast automatenhaft auslösbaren Reflexen führt. An der Sprache kommt dies besonders schön zum Ausdruck. Ein Kranker, der einen Schirm nicht benennen kann, aber spontan sagt: „Zu Hause habe ich einen Schirm", demonstriert den Unterschied zwischen den beiden Sprachwelten aufs klarste. Eine Reihe von Beobachtungen an einigen hirnverletzten Patienten zusammenfassend, konnten wir folgende Skala, vom Normalen absteigend zu immer größerer Forderung an die Konkretheit der Situation, beobachten:

Die Forderung ist vorzumachen, wie man ein Glas Wasser trinkt.

1. Der Normale kann das.
2. Es geht nur, wenn ein Glas vorhanden ist, also am Gegenstand, mag das Glas auch leer sein.
3. Es geht nur, wenn Wasser im Glas ist, dies mag aber so wenig sein, daß es Wasser gewissermaßen nur symbolisch vertritt.
4. Es geht nur, wenn so viel Wasser im Glas ist, daß richtig getrunken werden kann.
5. Der Patient kann auf Aufforderung trinken, aber nur, wenn er Durst hat.
6. Der Patient ist auch unter der letztgenannten Bedingung nicht, oder nicht immer fähig, zu trinken, während er dazu in seinem gewöhnlichen Leben durchaus in der Lage ist.

Ein anderer Patient kann Buchstaben nicht lesen, wenn sie etwa mitten auf der Tafel stehen, aber sehr wohl, wenn eine Linie darunter gezogen wird. Entsprechend verhält er sich auch beim Schreiben. Wenn sich der Leser die Natur eines solchen Nicht-Könnens, bei bestem Willen und großer Mühe, vergegenwärtigen will, so möchte ich ihn auffordern, etwa den Versuch zu machen, bei leerem Munde so häufig hintereinander zu schlucken, als er kann. Er wird sich überzeugen, daß dies sehr bald (nach etwa 5- bis 7mal) nicht mehr geht, aber sofort wieder, wenn man wartet oder etwas trinkt. Das Erlebnis im Augenblick des Nicht-Könnens ist dem der erwähnten Patienten verwandt, wie man aus deren Gehaben unmittelbar sehen kann.

Ein Seelenblinder ist ein Mensch, der sozusagen Augen hat und nicht sieht. Die genaue psychologische Analyse eines solchen Falles über einen Zeitraum

von etwa zehn Jahren ergab eine Fülle der überraschendsten Einblicke in Auf- und Abbau sowie komplizierte Umwege der Leistungen. Alle seine optischen Wahrnehmungen entbehren jeglicher Raumgestaltung. Ebenso aber alle Tasterlebnisse. Bei geschlossenen Augen konnte der Patient keine Bewegung ausführen, insbesondere nicht anfangen! Mengenschätzen wird unmöglich, jeder Zahlenbegriff fehlt, Tonschritte können nicht beurteilt werden, die Denkleistung ist trotz ausgezeichneter allgemeiner Intelligenz schwerwiegend verändert. Der Patient hat es, teilweise willkürlich, teils vollkommen unbewußt, durch Ausbildung von Umwegsleistungen so weit gebracht, daß trotzdem bei oberflächlicher Beobachtung kaum noch eine Störung auffällt. Die Funktionsstörung auf allen untersuchten Gebieten erwies sich als dem Wesen nach gleich und ließ sich auf eine Grundstörung zurückführen. Er kann das Wesentliche einer optischen Gegebenheit nicht erfassen, sie nicht simultan als gegliedertes Ganzes auffassen, seine Figurgrundbildung ist beeinträchtigt, er hat eine Störung der Gestaltbildung vorwiegend auf optischem Gebiete (alles verschiedene Beschreibungen desselben Sachverhalts). Wo er sich durch ein sukzessives Vorgehen helfen kann, leistet er dem Resultat nach Gutes. Er macht aus einem räumlichen Nebeneinander (durch Nachfahren der Umrisse mit den Augen) ein zeitliches Nacheinander. Folgen wir einem verkürzten Protokoll vom 9. Dezember 1927, das ich zufällig noch besitze:

Patient Schn. An dem Patienten fällt äußerlich nichts besonderes auf, außer vielleicht eine gewisse Starrheit des Augenausdrucks, als ob er ins Leere blickte. Er erzählt auf Befragen von seiner Tätigkeit im Geschäft und dem Weg dahin, wobei er seine Worte immer mit lebhaften Bewegungen begleitet, die das Geschilderte illustrieren. Er erzählt so, daß er die ganze Begebenheit in Gedanken durchmacht und dabei nacheinander das angibt, was er weiß. Z. B. sagt er nicht: Dieses Zimmer befindet sich eine Treppe hoch, rechts neben dem Speisesaal, sondern: „Vom Eingang gradeaus, dann rechts die Treppe hinauf, dann gradeaus ist das Chefarztzimmer, dann rechts herum die 3. Tür von der Treppe". Dabei begleitet er seine Worte dauernd mit entsprechenden Bewegungen.

Auffällig ist, daß der Patient sich jede Aufgabe erst — oft mehrere Male — vorspricht, ehe er sie ausführt, oft in fragendem, manchmal mehr in kommandierendem Tone.

Soldatengruß macht er mit der rechten Hand sehr gut. Wird ihm diese nun festgehalten, und er aufgefordert, es mit der anderen Hand zu machen, so ruft er nach einem gewissen Zögern und Probieren spontan im Befehlston: „Ehrenbezeugung" und grüßt nun mit der linken Hand an der rechten Stirnseite. Auf Befragen, wo er denn die Ehrenbezeugung gemacht habe, hat er keine Ahnung, wiederholt aber: „Ehrenbezeugung" und will es nochmals ausführen. Daran gehindert, probiert er eine Zeitlang, sagt dann: „Rechts".

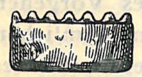
Patient vermag Ohr und Nase zu zeigen, aber nur, indem er vorher den zu bewegenden Arm, wie auch den zu zeigenden Körperteil durch Bewegungen gefunden hat. Auch seinen Hemdenknopf kann er zeigen, denn er weiß ja, daß der Hemdenknopf in der Mitte oben auf der Brust ist. Er kann zeigen, wo vorne, wo oben ist etc., er weiß nämlich: vorne ist, wenn ich meine Arme ausstrecke, oben ist, wo der Kopf ist, usw. Setzt er sich „bequem", d. h. für ihn eine ganz bestimmte, schräg zurückgelehnte Haltung, so zeigt er „oben" wieder, wo der Kopf ist, also objektiv nach hinten. Auf Aufforderung macht er einen Kreis und ein Quadrat in die Luft. Er macht dabei versuchsweise alle mög-

lichen Bewegungen mit dem ganzen Körper, dann mit dem Arm, bis die gewünschte herauskommt, welche er dann an dem kinästhetischen Eindruck wiedererkennt. Dieses Verhalten war früher deutlicher. Jetzt hat er es durch virtuose Anwendung von Umwegsleistungen dahin gebracht, daß die gewünschten Bewegungen fast so schnell wie beim Normalen zustande kommen. Er überträgt die optischen Gegebenheiten, die er als solche nicht hat, in kinetische, bringt sich dieselben auf dem Umweg über die Sprache zum Bewußtsein und rechnet sich nun gewissermaßen aus, was es sein könnte. Dieser ganze Vorgang vollzieht sich infolge der hervorragenden Motorik und Intelligenz des Kranken so rasch, daß die Leistung im Effekt kaum von der des Normalen abweicht.

Dem Patienten werden einige Bilder von Gegenständen gezeigt, auf denen im Wesentlichen die Umrisse gezeichnet sind. Er fährt dieselben mit dem Kopf nach, je nachdem auch mit entsprechenden Arm- und Handbewegungen, und kommt dabei zu folgenden Resultaten:

(Ei) „Eine Ellipse, ist oval."

Und darüber? „Oben gezackt, unten rund, da sind noch verschiedene Schatten, das kann ein Damenhut sein."


(Kuchen)


(Gekreuztes Besteck. Oben links Gabelzinken) „Malzeichen". (Unter entsprechender Stellung der Arme.) „Links oben in der Ecke 1, 2, 3, 4 Zacken, unten sind sie verschärft schattiert, vielleicht so ein Symbol, so Schwerter nebeneinander."


(2 Kirschen mit zusammengewachsenen Stielen) „Das sind 2 Kugeln, die hängen, sind verbunden" (macht die dachartige Armstellung).

Was sind denn das? Erdbeeren? „Früchte, keine Erdbeeren."

Kirschen? „Ja, Kirschen"! (Macht Bewegung wie Kinder, die sie über's Ohr hängen. Typisches „Einschnappen")

Kaffeekanne, Milchkanne, Kaffeetasse. „Das sind Gefäße. Das obere mehr länglich und hat einen Henkel, das andere hat auch einen Henkel und unten noch ein Kleines"; dann plötzlich, wie erfreut: „Das hat ja auch einen Henkel, das wird ein Kaffeeservice sein."

Im Prinzip ebenso verhält sich Patient beim Lesen. Er liest „schreibend" mit der linken Hand auch Spiegelschrift prompt. Wird er an den Bewegungen des Kopfes (bezw. der Hand) gehindert, (was kaum möglich ist), so ist er nicht mehr imstande zu lesen. Vielleicht spielen noch Augenbewegungen eine Rolle. Ebenso vermag er ein Wort, das leicht

kreuz und quer durchgestrichen ist, nicht mehr zu erkennen, da er jetzt bei seinen nachfahrenden Bewegungen „entgleist". Er vermag ja im Optischen nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Nachsprechen scheint der Patient zunächst zu können, z. B. „Frankfurt"; „heute ist der 9. Dezember 1927". Wird ihm aber vorgesprochen: „Es ist schon alles voller Schnee" (objektiv unrichtig), so sagt er: „Es ist schon — trüb." Später auf nochmaliges Vorsprechen und eingehendere Aufforderung spricht er wörtlich nach: „Es" „ist" „alles" „voller" „Schnee", dabei betont er jedes einzelne Wort isoliert und taktiert mit der linken Hand dazu, so, als ob er völlig sinnlose Silben spräche. Ebenso verhält er sich bei dem Satz $2 \times 2 = 5$. Daraus geht hervor, daß er gar nicht nachspricht, sondern das Vorgesprochene in *seiner* Sprache wiedergibt, was er nur dann kann, wenn es sinnvoll ist. Sinnvoll aber ist nur, was mit der Realität übereinstimmt. Seine Unfähigkeit etwas Unwahres, Unrichtiges zu sagen, entspricht also einer Gebundenheit an die konkreten Gegebenheiten.

Hier wird wie in einem Experiment der Natur gezeigt, zu welch grandioser Leistung *die reine Technik der Intelligenz*, diese spezifisch menschliche Eigenschaft, fähig ist, und auch deren charakteristische Eigenheit: Kenntnisnahme der Umweltgegebenheiten, soweit diese nötig ist, um zweckentsprechend zu handeln. Dabei völlige Blindheit für das lebendige Wesen der Dinge, für ihren eigentlichen Sinn. Dieser Umstand befähigt den Patienten scheinbar auch zu abstrakten Leistungen und stellt ihn in Gegensatz zu konkreten Gebundenheit der anderen Kranken. Aber nur *scheinbar*; tatsächlich handelt auch er immer konkret: das *Wort* bringt ihn in die konkrete Situation. Die Sprache ist ja der einzige Weg, der ihm geblieben ist. Im übrigen muß auf die in verschiedenen Arbeiten sehr eingehend beschriebene Analyse dieses Patienten verwiesen werden. Es ist von großer Bedeutung zu verstehen, daß es sich nicht, wie z. B. auch *Schilder* meint, um eine kuriose Einzelbeobachtung handelt. Die Ergebnisse, zu denen Gelb und Goldstein auch in diesem Falle kommen, machen Anspruch darauf, gerade das Grundsätzliche solcher Störungen aufgezeigt zu haben. Es ist interessant, wie der Patient es fertigbringt, Dinge zu *wissen*, die er eigentlich garnicht „hat". Der Patient kann schreiben, das Geschriebene aber nicht mehr lesen. Er hat nicht nur Augen und sieht nicht, sondern er kann auch „sehen" und bleibt doch blind.

Ein anderer Seelenblinder sagt zu einem Kreis, der so gezeichnet ist:

„Es ist vom Schornsteinfeger das Ding", wobei er zeigt, was er meint. Für den Normalen wäre dies ein schlecht gezeichneter Kreis. Der Patient ist übermäßig reizgebunden und konkret, er nimmt alles sozusagen zu ernst, er kann nicht Wichtiges, Wesentliches von Unwesentlichem, bloß Akzidentellem unterscheiden. Diese Störung in ihrer reinsten Form, d. h. nicht mit Bevorzugung einzelner Sinnesgebiete oder Funktionen, zeigt sich bei Stirnhirnschädigung. Es handelt sich dabei nicht um nebeneinanderbestehende Störungen des Erkennens, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, Willens etc., sondern um eine Unfähigkeit,

das Wesentliche eines Vorgangs zu erfassen, um eine Störung der Figurgrundbildung.

Ganz allgemein gesprochen haben diese Kranken die Fähigkeit eingebüßt, sich einem Gegenstand (der Welt) gegenüber zu stellen. Das heißt aber auch, daß sie sich selbst nicht zum Objekt haben können, nicht über sich hinaus können. Diese Fähigkeit wird daher als die höchste, gerade das menschliche Wesen in spezifischer Weise charakterisierende, angesehen. Auf die Bedeutung solcher Auffassung für die Psychoanalyse hat 1934 auf dem XIII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Luzern Robert Wälder[4] unter bewußter Bezugnahme auf die Arbeiten Goldsteins mit Nachdruck hingewiesen. Auch er meint, „daß dies und nur dies die Dimension ist, die dem tierischen Leben abgeht". (Das Sich-über-sich-selbst-Stellen.) Er weist sie dem Über-Ich zu. Er unterscheidet zwei Stufen im Ich: Eine, die prinzipiell auch beim Tier vorhanden sein kann, „das tierische Ich", und eine andere, das „menschliche Ich", die erst mit dem und durch das Über-Ich vorhanden ist. Das letztere ist eine durch die formale Über-Ich-Funktion modifizierte Schicht und entspricht ungefähr dem Goldsteinschen Ich. Ohne auf die so anregenden, tiefen und weitgreifenden Ausführungen Wälders hier im einzelnen einzugehen, möchte ich mir erlauben, einiges Kritische dazu zu bemerken. Dieser Versuch, fruchtbar wie er ist, scheint mir weder der Psychoanalyse noch der Auffassung Goldsteins voll gerecht zu werden. Er läßt beidem sozusagen zu wenig Auslauf. Hier liegen zu verschiedene Grundvoraussetzungen vor, um Verschmelzungen zu wagen, worauf später noch eingegangen werden soll, solche, die zu Entscheidungen nach dem Charakter: „entweder-oder" drängen, und andere, zu denen man wohl wird sagen müssen: „ja, aber auch —". Goldstein wäre eine solche Einteilung in Instanzen, die konkret genommen werden, völlig fremd. Dies ist ihm von Wälder auch nicht zugedacht worden. Vom psychoanalytischen Standpunkt möchte ich sagen, daß der Gedanke des „menschlichen Ichs" als eines vom Über-Ich her modifizierten (etwa wie das Licht eine Landschaft modifiziert) sehr ansprechend erscheint (da ich mir dynamische Vorstellungen mache, ist mir persönlich diese seit längerer Zeit geläufig). Dagegen ist, glaube ich, das Über-Ich viel tiefer ins Es getaucht, viel Es-näher als das Ich. Vielfach (immer?) herrscht in ihm der Primärvorgang. Ich möchte, so paradox es klingt, glauben, daß das Über-Ich selbst ohne das Ich, auch früher als das Ich, da sein kann. Man darf sich freilich nicht schematisch an die Definition des Über-Ichs als einer Stufe im Ich halten. Spezifisch-menschliches, kategoriales Verhalten ist zwar zum Vorgang der Psychoanalyse im strengeren Sinne notwendig, aber diese endet nicht an der Sprachgrenze.

Wie dem auch sei, der Analytiker mag aus den schönen Ausführungen Wälders ersehen, wie nahe ihn solche Ergebnisse angehen, und wie er, vielleicht ohne es immer zu wissen, täglich mit ihnen in Auseinandersetzung ist.

4) R. Wälder: Das Freiheitsproblem in der Psychoanalyse und das Problem der Realitätsprüfung. Imago, Bd. XX, 1934.

Der P a t i e n t Pf., dessen psychologische Analyse, soviel ich weiß, noch nicht ausführlich veröffentlicht ist, führt uns in ein anderes Gebiet. Der Fall ist beschrieben in der II. Mitteilung über induzierte Tonusveränderungen (Zeitschrift f. d. gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1924). Ich muß es mir versagen, hier in Einzelheiten zu gehen. Der Fall bietet sehr wesentliche Beiträge zum Verständnis von zwanghaften Vorgängen (Ordnungszwang), „Katastrophenreaktion", Einbeziehen, bezw. Ausschluß von Umweltgegebenheiten nach Maßgabe ihrer Zugehörigkeit zur jeweiligen Aufgabe, Haften am Konkreten, und der Beziehungen aller dieser Verhaltensweisen zu motorischen und Tonus-Vorgängen. Es handelt sich um einen Problemkreis, der uns kürzlich durch die interessanten Ausführungen von Erwin S t e n g e l[5] aus der P ö t z l schen Klinik nahe gebracht worden ist, die an verwandte Beobachtungen anknüpfen.

Die Beobachtungen über Lokalisation am eigenen Körper gehören in einen Erscheinungskreis, der besonders von S c h i l d e r[6] („Körperschema") innig mit der Psychoanalyse in Verbindung gebracht wurde. In den gleichen Bereich, der schon mitten in analytische Probleme hineinführt, gehören die Beobachtungen über Nichtwahrnehmung von Defekten am eigenen Körper. Es ist besonders interessant, daß Goldstein die Ausschaltung der Blindheit sowohl im Verhalten wie in den Äußerungen auch in Fällen ohne jede psychische Störung und jede Verletzung des Gehirnes beobachten konnte, z. B., sogar besonders ausgesprochen, bei Schußverletzungen der peripheren Sehnerven mit totaler Blindheit ohne jede begleitende Hirnschädigung.

A l l g e m e i n B i o l o g i s c h e s

G.'s Betrachtung ist eigentlich stets eine biologische. Im Mittelpunkt der modernen Biologie steht die G a n z h e i t s b e t r a c h t u n g. Dieser ist ein Kapitel von über 100 Seiten gewidmet. Einiges daraus sei angeführt. Ganzheitliche Bezogenheit von Leistungen kommt auch in ihrer relativen Unabhängigkeit von bestimmten Gebieten zum Ausdruck. Bei der Überkreuzung der Nervi ischiadici durch Totalüberpflanzung beim Hunde erfolgte die richtige Innervation s o f o r t und ohne jede Falschleistung (B e t h e). Bei Überpflanzung der Beugersehnen auf die Streckersehnen bei Radialislähmung tritt s o f o r t nach Lösung des Verbandes die richtige Innervation ein. Es kann sich also nicht um einen Übungserfolg oder die Ausbildung neuer Bahnen handeln. Die Erklärung auf Grund der gewöhnlichen Vorstellung über die normale Innervation ist unmöglich, was zeigt, daß diese Vorstellung unrichtig ist. B e t h e zeigte auch, daß bei Exstirpation einzelner oder mehrerer Extremitäten bei Tieren, die Umstellung auf die neue Gangart beim ersten Versuch erfolgt. Einem Meerschweinchen wurden alle Beine amputiert. Nach Erwachen aus der Narkose rollte es sich um die Längs-

5) E. S t e n g e l, „Zur Kenntnis der Triebstörungen und der Abwehrreaktionen des Ichs bei Hirnkranken", Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935, S. 544.

6) P. S c h i l d e r, „The Image and Appearance of the Human Body", Psyche Monogr. No. 4, London, 1935.

achse nach der dem Reiz entgegengesetzten Seite, die einzige noch mögliche Fort=bewegungsart. G. weist darauf hin, daß bei Wegfall der rechten Hand (Hemi=plegie, Amputation) Menschen nach Überwindung einiger Hindernisse prompt links schreiben. Ein Lernen ist das nicht, manche schreiben Spiegelschrift. Jeder kann auch mit dem Fuß schreiben oder etwa bei völlig ungewöhnlichen Stel=lungen der Hand, z. B. mit dem Handrücken nach unten, obwohl dazu sämt=liche Innervationen im einzelnen auf vollkommen verschiedenen Bahnen laufen müssen. Solche Versuche allein zeigen schon zur Genüge, daß die Leistung nicht an bestimmte anatomische Apparate gebunden ist. Es ist sehr wichtig, daß eine Umstellung solange vom Teilgebiet versucht wird, als dieses nicht hoffnungslos zerstört ist, erst dann erfolgt die notwendige Umstellung im Ganzen. Motorische Defekte werden etwa auf optischem Gebiete kompensiert (z. B. beim Rechnen). Dies erfordert gutes optische Vermögen, wie überhaupt Ersatzleistungen vor=züglich in anlagemäßig guten Gebieten erfolgen, keineswegs willkürlich. Der Ersatz bildet sich unbewußt aus. Der vorher erwähnte Seelenblinde lernte lesen, ohne selbst zu bemerken, wie er dabei vorging. Bei völliger Unmöglichkeit einer Leistung treten „Katastrophenreaktionen" auf, die zum Antrieb der Umstellung werden.

Es werden zwei objektiv feststellbare Grundverhaltensweisen unterschieden: Das „geordnete" und das „ungeordnete" oder „katastrophale Verhalten."

Zum geordneten Verhalten gehören: gute, effektiv richtige Leistungen, welche der Situation entsprechen und konstant bleiben. Das solchem Verhalten zuge=hörige Erlebnis ist das der Aktivität, Leichtigkeit der Leistung, des Behagens, der Entspannung, der Angepaßtheit an die Welt, der Freude.

Das Umgekehrte ist der Fall beim ungeordneten Verhalten. Die Leistungen werden objektiv unrichtig, widerspruchsvoll, inkonstant. Das zugehörige Er=lebnis ist das einer tiefen körperlichen und seelischen Erschütterung. Der Mensch in solcher Situation fühlt sich hin= und hergerissen, unfrei, die ganze Welt scheint unsicher und schwankend. „Er befindet sich in einem Zustand, den wir gewöhn=lich als Angst bezeichnen".

Die Unterscheidung ist für eine richtige Untersuchung grundlegend. Die Un=ordnung ist ein Ausdruck dafür, daß der Organismus vor Aufgaben steht, denen er nicht gewachsen ist. Die störenden Vorgänge werden ausgeschaltet. Die „Verdrängung" ist nur ein Sonderfall dieses allgemeinen Verhaltens. Die Leistungen werden so verändert, daß Katastrophenreaktionen (also Angstsitua=tionen) vermieden werden. G. kommt hier der Signalfunktion der Angst sehr nahe.

„Beginnt aus einer für ihn objektiv gefährlichen Situation heraus ein Reiz wirksam zu werden, so tritt sofort eine Katastrophenreaktion ein, jede weitere adäquate Reizver=wertung ist ausgeschlossen, der Kranke erscheint völlig abgeschlossen gegenüber der Welt. Die gefährliche Situation wird also weniger aktiv vermieden, als daß der Kranke passiv von ihr abgeschlossen wird. Hat aber der Kranke öfters erlebt, daß in bestimmten Situa=tionen Katastrophenreaktionen auftreten, und ist er imstande, diese Situationen an irgend welchen von ihm erfaßbaren Erscheinungen, „Kriterien", zu erkennen, so kann er die

Situation auch tatsächlich aktiv vermeiden. Wir sehen es immer wieder, daß die Kranken sich heftig wehren, bestimmte scheinbar ganz harmlose Dinge zu tun, und wir begreifen dieses Sichwehren sofort, wenn wir den betreffenden Vorgang unter dem dargelegten Gesichtspunkt betrachten.

Das Vermeiden gefährlicher Situationen geschieht besonders aber dadurch, daß der Kranke sich in einer *Situation zu erhalten bemüht, die er bewältigen kann.* Der Kranke sucht, wenn man ihn etwa mit Gewalt in eine von ihm als katastrophale Situation erkannte Lage hereinbringen will, diesem Zwange durch Ausführung irgendeiner anderen Leistung — einer „*Ersatzleistung*" — zu entgehen." (S. 27)

Das dargelegte Verhalten gehört etwa in die Reihe „Angstzustand — Phobie — Zwangshandlung". Der zuletzt angedeutete Gedanke, nämlich das Sichklammern an Leistungen, um den solange abgesperrten angstdrohenden Anforderungen neuer Situationen zu entgehen, ist vielleicht geeignet, auf die Vorgänge ein neues Licht zu werfen, die wir als Auswirkungen des „Wiederholungszwangs" auffassen. Er wird im Anschließenden von G. in großer Feinheit ausgeführt. Die rastlose Tätigkeit mancher Menschen, als Flucht in die Realität vor unerträglichen äußeren oder inneren Anforderungen, ihre Unfähigkeit zur Ruhe, Muße gehört hierher. Ich würde vorschlagen, ein solches Dasein als „reaktives Dasein", die entsprechenden Charakterbildungen ebenfalls als „reaktive" zu bezeichnen. Hierher gehört auch der Ordnungszwang der Hirnverletzten, ihr Vermeiden der Leere. Man hält sich an Objekte, um handelnd an sie anzuknüpfen.

Goldsteins energetische Vorstellungen stehen in gewissem Sinn der Libidotheorie nahe. Die zur Verfügung stehende Energiemenge wird als „innerhalb gewisser Grenzen" konstant betrachtet. Eine Leistung nimmt gewissermaßen der andern Energiebeträge weg. Die Wirkung verschiedener Reize auf einen Organismus ist so vollkommen abhängig von der inneren und äußeren Gesamtsituation, daß es sinnlos ist, ja direkt falsch, Elemente daraus zu isolieren und absolut zu nehmen. Organismus und Umwelt verhalten sich selbst wie Figur und Hintergrund. Bei jeder Veränderung an einer Stelle treten gleichzeitig solche an vielen anderen Stellen auf. So treten etwa bei Belichten einer Pupille Veränderungen auf motorischem und sensorischem Gebiete auf. Wir nehmen daraus künstlich die Verengerung heraus und kümmern uns gewöhnlich nicht um die andern. Bewegungen an einer Körperstelle gehen mit motorischen Vorgängen an verschiedenen andern einher. Diese Vorgänge kommen bei bestimmten Erkrankungen (besonders Kleinhirn) deutlich heraus, lassen sich aber bei Normalen gut nachweisen unter Bedingungen, die auf ein „Sich-gehen-lassen" hinauslaufen. Einen solchen Zustand als „Ablenkung der Aufmerksamkeit" oder Enthemmung tieferer Apparate zu bezeichnen, ist keine Beschreibung, sondern enthält schon eine Theorie. Der bei solchen Versuchen auftretende Bewußtseinszustand hat merkwürdige und interessante Beziehungen zu Schlaf und Hypnose, aber die Bewegungen sind nicht etwa selbst eine Folge von Suggestionen, wie oft gegen G. eingewandt wurde; eine solche Theorie würde sie außerdem nicht im mindesten erklären. Tatsächlich sehen wir überall Veränderungen auftreten, wo wir genau genug untersuchen. Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Es

kommt aber darauf an, das Prinzip zu verstehen, da wir so sehr gewöhnt sind, anders zu denken. Man soll sich nicht durch den Allgemeinklang der Termini beirren lassen, zu akzeptieren, daß etwas sehr Konkretes von großer praktischer Erheblichkeit gesagt wird: man kann wirklich keine einzelne Handlung richtig beschreiben, ohne zu wissen, was der Mensch will, in welcher Verfassung er sich befindet, und was von ihm verlangt wird, d. h., ohne die Bedeutung dieser Leistung aus der Gesamtsituation zu verstehen. Wenn man aber genügend solcher Leistungen untersucht und verstanden hat (was an sich nur in einem analytischen Vorgehen möglich ist), so weiß man aus ihnen prinzipiell, welchen Leistungen dieser Mensch gewachsen ist, und was für Umwege er in anderen bevorzugen wird. Man lernt in einem dialektisch fortschreitenden Prozeß ihn im Ganzen besser verstehen, während man gleichzeitig aus der Kenntnis des Ganzen den Teilvorgang besser versteht. Man nähert sich so asymptotisch einer vollen Beschreibung und wirklichem Verständnis und — der Möglichkeit einer richtigen Theoriebildung.

Ein Beispiel zur Illustration: Wird dem Patienten Pf. der Kopf nach einer Seite, etwa nach rechts, gedreht, so geht der linke Arm nach der anderen Seite. Der Patient kann in dieser Stellung des Kopfes nicht mit dem linken Arm nach rechts zeigen. Will der Patient aber spontan oder auf Aufforderung auf jemanden, der rechts von ihm steht, zeigen (natürlich ohne vorherige passive Kopfdrehung), so zeigt er genau wie ein Normaler, d. h. er begleitet die Armbewegung mit einer Wendung des Kopfes und der Augen nach rechts. Er kann also „ein und dieselbe" Leistung oder er kann sie nicht, je nach der Situation, je nach ihrer „Bedeutung". Mit anderen Worten: es ist nicht dieselbe Leistung, obwohl sie zum selben Effekt führt, sondern eine andere, und wir können also weder Leistungen absolut nehmen, noch ihnen fest zugehörige Apparate zuschreiben. Was wir können ist nur: beschreiben, was für Leistungen in bestimmten Situationen möglich sind, und wie sie zustande kommen. Wir kommen so zu Abwandlungen der wechselseitigen Beziehungen zwischen bestimmten Situationen und der ihnen zugehörigen jeweiligen Einstellung eines Organismus, begreifen vielleicht das Prinzip solcher Abwandlungen und schreiten zu allgemeineren Gesetzen des Verhaltens vor.

Bei Isolierung von Teilen: Im Experiment, in der Krankheit und in „Grenzsituationen des Lebens" gibt es auch relativ isoliert verlaufende Teilvorgänge. Ein solcher, etwa ein Reflex, ist aber nur der Vordergrundsvorgang (die „Figur") einer Gesamtreaktion und ändert sich mit der Lage des Organismus. Eigenreflexe — im weiteren Sinne genommen als die auf Anatomie fundierten P. Hoffmanns — sind Ausgleichsphänomene. Fremdreflexe sind schon richtige Auseinandersetzungen mit der Umwelt, Gesamtleistungen, sollten besser gar nicht Reflexe heißen. Man kann das normale Verhalten nicht aus den Reflexvorgängen aufgebaut denken. Nur der Mensch kann sich übrigens so kompliziert einstellen, daß er Teile isoliert der Umwelt überläßt, wie es zur Auslösung von Reflexen notwendig ist (man denke an Jendrassiks Kunstgriff). Es ist etwas sehr

Verschiedenes und sieht ganz anders aus, ob ein Mensch unerwartet hellerem Licht ausgesetzt wird oder vom Dunkeln ins Helle blickt, oder ob er dem Arzt sein Auge zur Untersuchung überläßt. Die Bedeutung der Reflexe für die praktische Frage der Örtlichkeit und Natur krankhafter Prozesse wird davon nicht betroffen. Bessere Beschreibung kann nur zur Verfeinerung der Diagnostik führen.

Die bedingten Reflexe sind an das Vorhandensein des Großhirns gebunden. Sie sind Dressurleistungen, die sich nur im Anschluß an unbedingte Reflexe ausbilden lassen. Ihr Zustandekommen beim Tier, von außen durch den Menschen, ist etwas anderes als beim Menschen selbst, wo sie für Erziehung und Selbsterziehung eine große Rolle spielen. Sie werden beim Menschen in das Gesamtverhalten eingeordnet und sind viel stabiler eingebaut, weniger leicht zu zerstören. Auch sie sind nicht geeignet, als Grundlage für das Verständnis der Leistungen eines Organismus zu dienen. Sie gehören vielmehr zu den allerkompliziertesten Figurbildungen. Auch die Instinkte sind ganzheitsbezogen. Sie gehören dem natürlichen Leben des Organismus an. Es scheint angenommen zu werden, daß es keine besonderen Instinkte gäbe, sondern dieser Anschein durch das Hervortreten bestimmter Tendenzen erweckt wird, die der allgemeinen Reaktionsweise lebendiger Substanz entsprechen.

Was über das Phänomen der Angst gesagt wird, wird den Analytiker besonders interessieren. Angst schließt das Erlebnis der Gefahr ein, aber bei voller Beobachtung gehören dazu charakteristische Veränderungen im Körperlichen: an Gesichtsausdruck, Motorik, Puls, Vasomotoren etc. Aber nicht jede Gefahr führt zur Angst. Die Angst ist gegenstandslos und inhaltslos, im Gegensatz zur Furcht. Man sagt: „Ich fürchte mich vor etwas", dagegen: „Ich ängstige mich". Wir können vor der Angst nicht fliehen, weil wir nicht wissen wohin. Es gibt auch keine Beruhigung für sie. Die Zustände katastrophaler Reaktionen bieten alle Charakteristika der Angst. Es wäre richtiger, nicht zu sagen, der Kranke hat Angst, sondern er *ist* Angst. Er kann sich weder eines Objektes noch seines Ichs bewußt werden. Das Ichbewußtsein entspricht ja dem Gegenstandsbewußtsein. Die Angst ist aber nur solange gegenstandslos, als wir nur die Erlebnisseite in Betracht ziehen. Die Katastrophensituation besteht ja aus dem Zusammenprall mit einer nicht zu bewältigenden konkreten Umwelt. Zur Furcht führt die Möglichkeit des Eintretens der Angstsituation. Man hat also eigentlich immer Furcht vor der Angst. Die Furcht hat konkrete Inhalte. Wir kommen darauf im Abschnitt Psychoanalyse zurück. Über das psychophysische Problem wird eigentlich nur gesagt, daß keinem der beiden Erscheinungsgebiete ein Vorrang vor dem andern gebührt. Wenn wir die Phänomene beider Reihen auch getrennt beschreiben, so wird die Bedeutung solchen Materials nur in der Bedeutung für das „Ganze" offenbar. „Getrennt marschieren und vereint schlagen", könnte man zur Charakterisierung des Standpunktes kurz sagen. Dem Psychischen wie Physischen wird zwar Eigenart zuerkannt, anderseits erscheinen sie wiederum bloß als Betrachtungsweisen ein und desselben Organismus von zwei verschie-

denen Seiten. Als für den Organismus wesentlich sollen die Vorgänge gelten, die seine Konstanz aufrechtzuerhalten geeignet sind. Er hat die Tendenz zum „ausgezeichneten Verhalten“ auf allen Gebieten, dessen subjektives Korrelat das Erlebnis der Bequemlichkeit, Natürlichkeit, größten Leistungsfähigkeit etc. ist. Die bestimmenden Momente sind bei verschiedenen Typen verschieden, für den einzelnen aber festgelegt. Es gibt entsprechend bevorzugte Wahrnehmungen: ein rechter, spitzer, stumpfer Winkel; Kreis, Quadrat, Symmetrie etc. Ein Winkel von 93° etwa erscheint als ein schlechter rechter. Ähnlich im Taktilen, im Akustischen: Quint, Quart etc. Abweichungen werden als Unreinheit, Unvollkommenheit erlebt. Man spricht von einer „schlechten Quint“. Bei Kranken kommen solche Dinge deutlich heraus, weil ihr Koordinatensystem vom „Normalen“ abweicht, sie sind quasi anders normiert. Was macht nun das ausgezeichnete Verhalten zum ausgezeichneten? (Wodurch wird etwas zur „Gestalt“?) Hier gewinnen Untersuchungen große Bedeutung, die nur auf Grund solcher Fragestellung überhaupt möglich wurden und im einzelnen nicht mitgeteilt werden können. Motorische Leistungen werden durch sensorische verändert und umgekehrt. Die Veränderungen können völlig unbewußt sein. Motorische und sensorische Vorgänge verändern die Wahrnehmung.

Die Zeit der Einwirkung ist von Belang. (Dieses Moment wird ganz besonders von v. Monakow in den Vordergrund gerückt, in seiner Lehre von der „chronogenen Lokalisation“.) Veränderte Einstellung des Individuums wirkt ebenso. Der Zeigeversuch etwa wird ganz verschieden beeinflußt, je nachdem man der Untersuchungsperson aufgibt, etwa ein seitliches Objekt zu betrachten, oder eine reine Augenbewegung nach der Seite auszuführen. Die Verschiebung der ausgezeichneten Ebene erfolgt beim Hinblicken nach derselben, beim Hindrehen der Augen nach der entgegengesetzten Seite. Dieses Beispiel ist sehr wichtig zum Verständnis. Objektiv das gleiche Resultat: Augen rechts. Aber die innere Struktur des Zustandekommens wirkt sich noch in der verschiedenen Beeinflussung des Nachfolgenden aus. Also auch was für einen Organismus ausgezeichnet ist, hängt von der Gesamtsituation ab. Ausgezeichnetes Verhalten ist nur in ausgezeichneter Situation möglich. Dieses geht einher mit dem Gefühl des Bequemen, Angenehmen, Richtigen, Sicheren. Es ist das Beste, Adäquateste, was der Organismus leisten kann. Dieser Situation strebt der Organismus zu. Wir können also als die wesentlichen Leistungen diejenigen erkennen, die in seiner normalen Lage ausgezeichnete sind. Wir erkennen die echten, wesenhaften Eigenschaften auch daran, daß sie zusammen mit Ordnung und ausgezeichnetem Verhalten am ganzen Organismus bestehen. „Das ist das letzte sicherste Kriterium, das unsere Erkenntnis hat. Hier sind wir an der Grenze der Erkennbarkeit von Lebendigem überhaupt.“ (S. 237.) Die Leistungen des Organismus sind nicht Funktionen, sie sind „Dasein in Tätigkeit“ (Goethe).

Es gibt also charakteristische Konstanten für jeden Organismus, denen er immer wieder zustrebt, solche der Art und solche des Individuums. Eine besonders charakteristische ist etwa die des zeitlichen Ablaufs, des Lebensrhythmus.

Das gilt für Denken, Fühlen, Wollen ebenso wie für Herzschlag, Atmen, Stoffwechselvorgänge. Ein Überblick über längere Zeitabschnitte des Lebens eines Individuums läßt sie besonders klar hervortreten.

Philosophisches

In unserem Zusammenhang sei hierunter verstanden alles, was auf Besinnung hinausläuft, was sich Rechenschaft gibt über Sinn, Absicht, Methode.

Ein besonderer Abschnitt ist dem Wesen biologischer Erkenntnis gewidmet. Biologische Erkenntnis strebt nach einem Gesamtbild, von dem aus sich jede Erscheinung mit Notwendigkeit ergibt. Die Erfahrung hat einen dialektisch fortschreitenden Charakter. Kein Begriff ist problematischer als der der „Tatsache". Ja, die Skepsis gegenüber den sogenannten Tatsachen ist „ein Grunderfordernis fruchtbarer biologischer Arbeit überhaupt". Es handelt sich weder um induktives noch deduktives Vorgehen: „Wir suchen nicht den Schlußstein eines Gebäudes, sonders das Gebäude selbst . . . *Wir suchen nicht einen Realgrund, der Sein begründet, sondern eine Idee, den Erkenntnisgrund, in dem alle Einzelheiten ihre Bewährung erfahren* . . ." Wir können zu diesem Bilde nur durch einen schöpferischen Akt gelangen. „*Biologische Erkenntnis ist der dauernd fortgesetzte schöpferische Akt, durch den uns die Idee des Organismus in zunehmendem Maße zum Erlebnis wird, eine Art Schau etwa im Goetheschen Sinne, die immer auf dem Boden sehr empirischer Tatsachen steht.*" (S. 242). Wir lernen so, wie man Radfahren lernt; wir probieren solange, bis wir es — plötzlich — können. Die adäquate Leistung geht nicht direkt aus den inadäquaten Versuchen hervor, sondern ist ein neuer Akt, ein Erfassen. Was ist adäquat? Was der Natur des Organismus entspricht. Man darf nicht einer Pseudo-Exaktheit zuliebe das Studium einzelner Erscheinungen bevorzugen. Denn solche Exaktheit ist durch Feststellung unter unnatürlichen Bedingungen erkauft und trägt nicht bei zur Erfassung des Lebendigen. Dieses ist heute und vielleicht dauernd mit den Mitteln der mathematischen Naturwissenschaft nicht zu erfassen. Die Erkenntnis hat Symbolcharakter. Die Symbole, die die Biologie braucht, sind andere als die der Physik. Die Symbole der Biologie müssen mehr sein, als einfache Zeichen, Etiketten, sie müssen konkreten Charakter, Gestaltcharakter haben, an ihrem Gegenstand geformt sein, ihn mit einbeziehen. (Daß die psychoanalytischen „Symbole" solchen Charakter haben, wird ihnen von Monakow besonders zum Vorwurf gemacht, der das genaue Gegenteil fordert.) In einem interessanten Exkurs wird die Verwandschaft dieser Auffassung mit der des Parmenides aufgezeigt.[7] Die Erkenntnis nähert sich der Wahrheit nur asymptotisch. Sie ist immer unabgeschlossen, bereit zur Wandlung mit neuen Erfahrungen. Man kann noch so viele Einzeltatsachen sammeln, ohne in der Erkenntnis fortzuschreiten, während eine einzige neue Tatsache alle früheren Vor-

7) s. hierzu K. Riezler: „Parmenides". Frankf. Studien z. Religion und Kultur der Antike (herausgeg. v. W. Otto). Frankfurt a. M., 1933.

stellungen umwerfen kann, eine völlig andere Idee verlangt, die jetzt auch die alten Tatsachen in einem anderen Sinne bewerten läßt.

Naturwissenschaft ist akausal. Selbst in der Physik besteht ein „akausaler Spielraum" (P. Jordan). Vorgänge im Atom müssen nach Bohr als individuelle Prozesse beschrieben werden. In allen Wirkungen steckt ein kausal unfaßbarer persönlicher Faktor. Aber auch die Annahme von Entelechien wird ebenso wie die teleologische Betrachtung abgelehnt. Das Ziel des Organismus ist kein metaphysisches. Es ist nichts anderes als die Verwirklichung seines Wesens, sein „Sein", nicht sein „Dasein" könnte man sagen. Der Begriff der Ganzheit wird im Anschluß an Driesch als eine Kategorie bezeichnet, „als die Kategorie, die den Gegenstand der Biologie konstituiert".

G. lehnt auch den Gegensatz zwischen Leben und Geist, wie er besonders in der Philosophie von L. Klages und Max Scheler, wenn auch in sehr verschiedener Weise, hervortritt, ab. Die Gegenüberstellung ist eine funktionelle, nicht eine substantielle (Cassirer). Für G. handelt es sich um „Stufen gegenseitiger Durchdringung des stets positiven Lebens". Es gibt keine Vitalsphäre, die bei Mensch und Tier gleichsetzbar wäre. Die eigentümliche Spannung des Menschseins erschöpft sich nicht wie beim Tier in dem Gefühl der momentanen Bedrohung, der Angst, sodern wird bewußt, erscheint in gegenständlicher, objektiver Gestalt. Sie wird zur Furcht und zur Freiheit, sich trotz der Gefahr zu verwirklichen. Weltgestaltung, Kultur, wird nur verständlich aus dieser gemeinsamen Wirkung des „Geistes" und der „Vitalsphäre". Die Betrachtung des Menschen selbst ist nur Ausgangspunkt, um zum Verständnis der Lebenserscheinungen im Ganzen zu kommen. Menschliches Sein führt nicht über die Sphäre des Lebens hinaus. Aber die Grenze zwischen zwei Arten erscheint unüberbrückbar, so auch die zwischen Mensch und Tier.

Der menschliche Organismus zeigt einen Schichtenaufbau, er ist hierarchisch gegliedert. Zwei große Bewegungsgruppen stehen einander gegenüber: Beuge- und Adduktionsbewegungen einerseits, Streck- und Abduktionsbewegungen andererseits. Die ersteren stehen in engerer Beziehung zur Großhirnrinde, die letzteren zu den tieferen Abschnitten. Der ersten Gruppe entspricht: Willkürliche Leistung, größere Ichbezogenheit, stärkere ganzheitliche Bestimmung, Wesentlichkeit. Sie wird höher gewertet. Der zweiten entspricht: unwillkürliche Leistung, größere Umweltsbezogenheit, mehr automatischer, reizgebundener Verlauf der Reaktion. Sie wird tiefer gewertet. Die Beugebewegungen betonen das Erfassen der Welt vom Ich aus. Auf ihrer Stufe ist die Trennung von Ich und Welt erst möglich. Die Streckbewegungen entsprechen einer Hingabe an die Welt, einem Verlieren des Ich in der Welt. Ein Defekt stört immer mehr die Beugeleistungen und wesensmäßig dazugehörig die Sonderung von Ich und Welt. Man beachte aber, daß nicht jede Beugebewegung auch eine Beugeleistung ist.

Es gibt zwei Charakteristika für die Bestimmung der Wertstufe: die Stärke der Zentrierung und die Kapazität, die Fülle der erfaßten Welt.

Drei Grundtypen menschlichen Verhaltens entsprechen dem Denker, dem

Dichter und dem Tatmenschen. Man kann Stufen aufstellen, soll sich aber nicht die eine als eine Entwicklung aus der anderen vorstellen. Jede Erscheinung soll aus sich selbst verstanden werden.

„Begnadeten Einzelnen geht vielleicht ein Funke von der Gestalt jenes Urbildes auf, das bei der uns allein zugänglichen isolierenden Betrachtung uns in einer Fülle von Erscheinungen verwirrend entgegentritt. Wir können höchstens versuchen Material zusammenzutragen, an dem einmal die Schau jenes Ganzen sich entzünden mag. Wieder werden wir zur Bescheidenheit gedrängt."

Jedes Geschöpf ist in sich vollkommen, gestaltet, lebendig, aber unvollkommen in Hinsicht auf das Ganze.

„Das einzelne Geschöpf zeigt gegenüber dem Ganzen des Seins die gleiche Art Sein, die ein isolierter Vorgang am Organismus gegenüber dem Ganzen des Organismus aufweist: Es zeigt Unvollkommenheit und Starrheit, es ist nur seiend im Ganzen, nur getragen vom Ganzen wie der Reflex, und deshalb dem Tode geweiht, sobald diese Stütze aufhört, ist deshalb dem Wesen nach vergänglich, auf dem Wege zum Tode." (S. 318).

Goldstein und die Psychoanalyse

„Wenn diese Tatsachen noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden haben, so liegt dies zum Teil, so merkwürdig das klingen mag, daran, daß man — trotz meiner und anderer Publikationen — sich nicht an die für die Feststellung notwendigen Versuchsvorschriften gehalten hat und so eben nicht die gleichen Tatsachen fand. Das ist deshalb besonders hervorhebenswert, weil es zeigt, wie *verhängnisvoll eine theoretische Voreingenommenheit auf die Feststellung der Tatsachen wirken kann.*"
Goldstein (S. 54/55)

Es ist immer wieder überraschend, wie primitiv die Dinge sind, die von Menschen, die selbst nicht durch die Analyse hindurchgegangen sind, nicht wahrgenommen werden, und zwar ganz unabhängig vom Formniveau. Das heißt aber nicht, daß wir ein Recht hätten, diesen Umstand gegen berechtigte Argumente und Kritik auszuspielen. Wir sind hoffentlich über jenes Stadium hinweg, wo andere Meinung danach beurteilt wird, ob sie etwa einem „Widerstand" ihre Energien verdankt oder Kastrationsangst verdeckt. Nur-Analytiker sind oft ebenso erstaunlich blind für Tatsachen aus anderen Gebieten und manchmal sogar gegenüber der eigenen Person! Wir haben allen Grund, auf die Kritik eines so ehrlichen und originellen Forschers wie Goldstein mit voller Aufmerksamkeit zu hören. Es ist an uns, aufzuzeigen, wo sie auf Mißverständnis oder mangelnder Einsicht in die klinischen Tatsachen beruht, oder solche Kritik anzunehmen, wo sie etwa berechtigt und förderlich ist.

Im Jahre 1927 hielt Goldstein seinen großen Vortrag über die Beziehungen der Psychoanalyse zur Biologie in Bad Nauheim. Er faßte dort den Standpunkt zusammen, wie er sich ihm nach jahrzehntelangem ernstem Bemühen ergeben

hatte. Ich greife hauptsächlich auf jenen Vortrag zurück,[8] da der Abschnitt, der der Psychoanalyse im vorliegenden Buch gewidmet ist, nur einen verkürzten Auszug desselben darstellt. Man hat den Eindruck, daß seither die Psychoanalyse für Goldstein eher an Bedeutung verloren hat, jedenfalls ist er damit nicht weitergekommen. Die innere Auseinandersetzung ist natürlich eine viel intensivere.

Es wird aus allem Vorhergehenden ohne weiteres klar sein, inwiefern Goldstein sich mit der Psychoanalyse in scharfem Widerspruch befinden muß. Er erkennt zwar, daß Freud seinerzeit „einer von den wenigen" war, „die sowohl das normale wie das pathologische Seelenleben von der Persönlichkeit aus zu verstehen suchten" (Sperrung vom Ref.), aber dieser stehe doch „durch seine mechanisierenden und generalisierenden Vorstellungen über das seelische Geschehen der psychologischen Richtung, die er bekämpft, noch recht nahe." Gemeint ist damit, daß Freud doch Begriffe und Ausdrücke aus der Bewußtseins- und Assoziationspsychologie übernehme. Über die Berechtigung und Bedeutung dieser Feststellung später. Wenn aber Freud richtige Beschreibungen von Beobachtungen in einer theoretisch anfechtbaren Terminologie gibt, und man nunmehr allen Scharfsinn einsetzt, um diese theoretischen Vorstellungen zu entkräften, und damit mehr oder weniger die Beobachtungen selbst als falsch bezeichnet, oder sich um sie nicht mehr kümmert, sie zum Hintergrund macht, so heißt das doch nichts als das Kind mit dem Bade ausschütten! Gerade das ist aber, was man tut und was man — unwillkürlich — auch will. Man will das Kind treffen und schüttet das Bad aus. G. bezweifelt ausdrücklich, daß die Inhalte, „die nach der Ansicht des Analytikers beim Kranken wirksam werden", die Wirkenden sind. Gleich darauf spricht er bezeichnenderweise vom Ödipuskomplex. Er wolle zwar ambivalentes Verhalten des Kindes gegenüber den Eltern, speziell des Sohnes gegenüber dem Vater, beileibe nicht leugnen, aber Vater, Mutter, Inzestwünsche etc. bedeuten alle für das Kind etwas „ganz anderes", und solche Inhalte werden bei den Ambivalenzkonflikten des späteren Neurotikers vom Analytiker willkürlich in den Mittelpunkt gerückt. Dies nur als ein Beispiel dafür, wie sich der Mangel wirklicher Kenntnis des intimeren Vorgangs in einer Analyse bemerkbar macht. Die Quintessenz von Goldsteins Kritik ist folgendes: Es ist ebenso unstatthaft, das Psychische aus dem Gesamten zu isolieren, wie irgend etwas anderes. Es ist vollkommen berechtigt, Psychisches und Bewußtes gleichzusetzen (diesen Standpunkt vertritt übrigens auch Schilder). Das Unbewußte ist nur biologisch zu fassen. Alle Beobachtungen Freuds über die ubw. Mechanismen sind zwar vollkommen richtig, aber sie stellen typische Verläufe an einem isolierten Teil dar. Vorgänge wie etwa die Verdrängung sind biologischer Natur, sie sind nicht Folge innerpsychischen Konflikts, sondern entsprechen verändertem Gesamtverhalten, sind nur Spezialfall allgemeiner, genau so im Gebiet des „Organischen" beobachtbarer Ver-

8) Bericht über den II. Allgemeinen ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Bad Nauheim. Leipzig, 1927.

haltensweisen. Hierher gehören die interessanten und wichtigen Beobachtungen über die Ausschaltung organischer Defekte aus der Selbstwahrnehmung, die oben gestreift wurden. Es handelt sich um der Autotomie verwandte Vorgänge. Ähnliches gilt für die Zwangsvorgänge. Es gibt keine gesonderten Triebe, deren Annahme vollkommen auf dieselbe Stufe mit den Reflexen gesetzt wird und also auch derselben Kritik unterliegt. Es gibt keine besondere seelische Energie, „weil Psychisches überhaupt nur *in abstracto* vorhanden ist". Psychisches wirkt weder auf Physisches, noch umgekehrt. Goldsteins energetischer Gesichtspunkt hat übrigens, anders formuliert, sehr viel mit dem der Psychoanalyse gemein. Die Verwandtschaft seiner Auseinandersetzungen über die Angst mit der von der „Signalfunktion" ist deutlich, obwohl Freuds Auffassung kaum erwähnt wird. Wenn wir allerdings hören, „daß ein an sich bedeutungsloses Versagen nur in einer Situation aufzutreten braucht, in der es für die Existenz des Betreffenden Bedeutung gewinnt, um die Angst deutlich hervortreten zu lassen; man denke etwa an die Angst im Examen", so muß uns solche Auffassung freilich recht mager erscheinen. Sie wird trotz gewiß richtiger prinzipieller Definitionen der Reichhaltigkeit des Materials, wie wir es fortwährend sehen, nicht gerecht. Sie scheint von dem Mechanismus der Verschiebung, der Projektion und anderem keine Notiz zu nehmen, paßt am ehesten noch auf die Struktur einer Phobie, aber auch hier nur in groben Umrissen.

Nun noch die sozusagen religiöse Seite der Kritik. Der Begriff der Sublimierung wird abgelehnt. Der Mensch wird nicht durch Versagungen der Realität zu den Umwegsleistungen der Kultur gebracht; die Moral, Ethik etc. entsteht nicht aus unterdrückter Befriedigung. Wie sollen diese denn in den Menschen hineinkommen, wenn sie nicht in der Uranlage, genau wie alles übrige, schon vorhanden sind? Nein, diese Mächte bestehen im menschlichen Wesen von allem Anfang an und gehören zu seiner vollen Entfaltung. Bewußtsein ist kein Epiphänomen, noch weniger ein Verhängnis. Das bewußte Haben seiner selbst und der Welt, die Fähigkeit zu willkürlicher Entscheidung, ist das besondere Vorrecht des Menschen. Neinsagenkönnen ist die wunderbarste Eigentümlichkeit menschlicher Wesenheit.

Der Todestrieb wird natürlich abgelehnt, aber seine theoretische Forderung erscheint aus dem Ansatzpunkt der Analyse konsequent, ja unerläßlich.

Wenn wir so ein in seiner Verkürzung etwas krasses Bild dieser Kritik gezeichnet haben, so sei zur Charakteristik der vornehmen Mäßigung, die in Wirklichkeit das Ganze durchzieht, der letzte Absatz hierhergesetzt, dem wir *mutatis mutandis* wohl zustimmen können:

„Was meine Bewertung der Psychoanalyse betrifft, so brauche ich meine Bewunderung für ihren Schöpfer, den ich als einen der größten Meister der Psychologie und Anthropologie betrachte, kaum zu betonen. In bezug auf die praktische Benutzung der Psychoanalyse folgt aus meinen Grundanschauungen auch eine ganz bestimmte Stellungnahme. Ich sehe in der Methodik der Psychoanalyse eine im Prinzip sehr wertvolle Bereicherung unseres therapeutischen Vorgehens, wenn sie auch beträchtliche Modifikationen wird erfahren müssen, ehe sie praktisch brauchbar, dann aber in manchen Fällen sicher unent-

behrlich wird. Auch von den tatsächlichen Feststellungen kann ich vielem Wesentlichen nur zustimmen, aber ich kann mich doch nicht entschließen, alles durch die Deutung der Analytiker Aufgedeckte für Tatsachen zu halten. Die Kunst des Analytikers scheint mir einerseits in der richtigen Deutung zu bestehen, die nie von der Trieblehre allein, sondern nur von der Erfassung der ganzen Persönlichkeit aus möglich sein dürfte, andrerseits in einer taktvollen der einzelnen Persönlichkeit des Kranken angepaßten Beschränkung bei der Aufdeckung des Verdrängten. Die Analyse kann nie das letzte Ziel sein, sondern dieses kann nur im Aufbau der neuen Persönlichkeit bestehen, respektive in der Leitung des Kranken bis zu jenem Momente, in dem er selbst wieder eine seiner Natur angepaßte Stellung zur Welt gewonnen hat."

Was haben wir nun dazu zu sagen? Zunächst einmal, daß die Psychoanalyse von jeher Ganzheitsbetrachtung im allerwahrsten Sinne des Wortes war. Niemals vor ihr und noch heute nirgendwo außerhalb ihrer wird so sehr alles nur in bezug auf die Person und ihre gesamte Situation genommen, einschließlich ihrer Vergangenheit und Zukunft! Für Freud ist diese Einstellung so selbstverständlich, daß er sie kaum je eigens erwähnt; sie bildet den allgegenwärtigen Hintergrund für alle „Figuren". Die Wirklichkeitsnähe der Psychoanalyse, die mit ihren Patienten durch das Dick und Dünn des Alltäglichsten geht, ist sogar um ein Vielfaches größer als die der doch noch immer experimentierenden Gestaltpsychologie. [9] Auch die zweite Generalforderung Goldsteins vom gleichen Wichtignehmen aller Gegebenheiten scheint geradezu von Freuds Forderung zur „gleichschwebenden Aufmerksamkeit" herzurühren, wie überhaupt alle seine methodischen Forderungen vom Analytiker ohnehin befolgt werden. Man könnte soweit gehen, die Forderungen Goldsteins in methodischer Hinsicht geradezu als Anwendung der Psychoanalyse auf dem Gebiet der Hirnpathologie zu bezeichnen. Die isolierten Teile sind bei Freud Bilder für konkret Beobachtetes. Schon in seinem Triebbegriff, als einem Gebilde, das nur vollständig beschrieben ist, wenn man es als ein gleichzeitig physisch und psychisch gegebenes auffaßt, liegt die biologische Einheitlichkeit der Betrachtung beschlossen. Wenn Freud davon spricht, wie der Apparat gebaut sei, so meint er in erster Linie: seelisch gebaut. Freuds Theorie ist, was Theorie sein soll, abstrahierte Erfahrung; sie verhält sich zu den Einzeltatsachen etwa wie die Grammatik zur Sprache. Die Gegebenheiten, wie die analytische Situation sie zwar stärker hervortreten läßt, keineswegs aber erst schafft, zwingen uns die Annahme verschiedener Instanzen, Regungen, Triebe etc. auf, die im Menschen mit- und gegeneinander wirken. Dies ist einfach die adäquate Beschreibung dessen, was wir sehen, wenn wir analysieren. Gewiß haften der analytischen Situation gewisse künstliche Bedingungen an, die diese Dinge stärker hervortreten lassen. Das sind unsere Versuchsbedingungen, ohne deren Einhaltung man freilich nicht dieselben Tatsachen wird finden können. Die Beziehung ist trotzdem so lebensnah wie möglich. Wir können ja Leben nicht gleichzeitig haben und beobachten; wie wir auch immer die Situation anders gestalten mögen, wir haben es immer mit vollzogenem Leben zu tun. Das spezifisch therapeutische Agens der Analyse liegt gerade in diesem

9) vgl. dazu S. Bernfeld: Die Gestalttheorie. Imago, Bd. XX, 1934, S. 32.

Moment der vollkommenen Lebenswirklichkeit bei gleichzeitiger Distanzierung mit beschlossen. Was nun die Berechtigung betrifft, das, was wir in der Analyse beobachten können, als im Leben wirklich existierend anzusehen, so würden wir noch immer schlimmstenfalls in einer Lage sein, die etwa der des Röntgenologen vergleichbar ist. Auch er sieht nicht das Herz, die Lunge oder den Magen, wie sie wirklich sind, sondern ihre auf höchst komplizierte Weise zustande kommenden Abbildungen, und doch würde es niemandem einfallen, daran zu zweifeln, daß die Dinge, die er sieht, ganz wirklich sind. Ja, er kann zweifellos unter Zuhilfenahme dieser Mittel vieles unmittelbar wahrnehmen, was unter natürlichen, lebendigen Bedingungen verborgen bleibt. Weit darüber hinaus wird dem Analytiker die Realität seiner Befunde aber unmittelbar gewiß. Die Wirklichkeit und Gültigkeit seiner Beobachtung ist für den Analytiker unbezweifelbar, wie es jedes echte Erlebnis ist. Wir konstruieren nichts von Identifizierung oder Introjektion, wenn wir etwa zu unserer Überraschung die Mutter oder Tante noch aus einer Patientin heraussprechen hören, sozusagen mit ihrer eigenen Stimme wie der Jäger das Rotkäppchen aus dem Bauch des Wolfs, oder, um es prosaischer auszudrücken, wir finden Reste introjizierter Personen, die nicht voll assimiliert wurden, genau so plastisch, als fänden wir Knochen, Haut oder Haare im Magen eines Kannibalen. Oftmals, es ist zuzugeben, ähnelt unsere Tätigkeit mehr der des Gerichtsmediziners, wenn er in mühseliger Arbeit aus einem kleinen verkohlten Knochenrest oder einem winzigen Blutfleckchen die Geschichte einer Mordtat rekonstruieren muß. Die Sorgfältigkeit unserer Untersuchung und die Strenge des Maßstabes, den wir an ihre Ergebnisse anlegen, sind damit vollauf vergleichbar. Wir haben freilich gute Gründe vom lebendigsten Leben her, uns so intensiv mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Denn gerade das Anachronistische, der Einbruch des Vergangenen in die Gegenwart, die Bedrohung des Schöpferischen durch den automatischen Zwang, ist unser Vorwurf. Es sind nicht nur formale, sondern inhaltliche Durchbrüche. Wir vertrauen der schöpferischen Kraft; befreit setzt sie von selbst ganz gesetzmäßig ein. Wir befreien sie, glaube ich, durch einen negativen Akt. Wir zerstören, entlebendigen das Alte durch das Heben in die begriffliche Sphäre: Bewußtsein — bewußtes Haben — in diesem Sinne ist daher Indikation der Heilung, Indikator der Überwindung, nicht deren Ursache. Doch wird über diese Dinge an anderer Stelle zu handeln sein.

Was können wir von Goldsteins Kritik lernen? Wie wichtig die Kenntnisnahme des Tatsächlichen und der Probleme für den Psychoanalytiker sind, darauf weist dieser Aufsatz im ganzen hin. Es ist ein spezielles Problem, ob wir berechtigt sind, aus unsern Beobachtungen das lebendige, gesunde Verhalten aufzubauen. Es ist wahrscheinlich richtig, daß wir es da auch mit anders strukturierten Leistungen zu tun haben. Es tut jedenfalls immer gut, auch solche Tatsachen, die man gut zu kennen glaubt, einmal ganz anders interpretiert zu sehen. Wie steht es mit der Kritik an den Begriffen der Psychoanalyse? Kein Zweifel, daß den frühen Schriften des Entdeckers des Unbewußten in der

Terminologie die Spuren der Bewußtseinspsychologie seiner Zeit anhaften. Schon der Begriff der Assoziation, der in unserem Munde längst einem Bedeutungswandel unterlegen ist, zeugt dafür. Oder es wird etwa wirklich angenommen, daß dieselbe Vorstellung einmal bewußt, einmal unbewußt sein könne. Diese Konstanzannahme ist sicherlich problematisch. Sehen wir uns Begriffe (genial, wie sie sind) wie Verdichtung, Traumarbeit an! Ist es nicht so, daß die Dinge erst verdichtet sind, das wache Bewußtsein sie erst entdichtet? Ist nicht wahrscheinlich der Traum, als das primitivere Denken, auch die ökonomisch einfachere, sozusagen billigere Leistung, so daß also Arbeit dazu kommen muß, um den differenzierteren Wachzustand zu erhalten? Dies gilt natürlich nur insoweit, als der Traum *in toto* eine Regression auf primitives, symbolisches, infantiles Denken ist, nicht dort, wo isolierte Gegebenheiten aus der aktuellen Umwelt oder Leibreize sein Material ausmachen. Hier kann, analog zum Vorgang bei der Witzbildung, sicherlich von Verdichtung als einer aktiven Arbeit gesprochen werden. Das Besondere des Dichters (Künstlers) läge also nicht darin, daß er dichten kann, sondern, daß er noch in verdichtetem Zustand Befindliches ausdrücken kann, daß er nicht „entdichten" muß, um darzustellen. Er erweckt in uns unmittelbares Verständnis und Genuß, indem er uns ermöglicht, im Wachzustande zu träumen. Wie steht es übrigens mit der „analytischen Funktion" des Ichs? Ist sie gerade den „Analytikern" entgangen? Oder halten sie sie für so selbstverständlich, daß sie sie nirgends erwähnen? Daß sie ein so schönes Gegenstück zur synthetischen Funktion des Ichs bildet, ihre Triebenergien ganz zwanglos dem Destruktionstrieb zuzuweisen sind, muß ihre Annahme freilich eher verdächtig machen. Während es mir indessen noch nicht ganz klar erscheint, ob die synthetische Funktion so ausschließlich dem Ich zuzuschreiben ist, ob dieses nicht vielmehr selbst schon ein Produkt synthetischer Funktion ist, scheint es mir unbezweifelbar, daß alles Differenzieren, Analysieren, kurz alles Trennen und Gegeneinanderstellen der Organisationsstufe des Ichs angehört. Doch dies nur nebenbei.

Allein, was beweist dies alles? Nichts anderes, als daß Freud seinen Pioniermarsch ins Reich des Unbewußten, der sein unsterbliches Verdienst darstellt, ausgerüstet mit den Mitteln und Möglichkeiten des Bewußtseins unternommen hat. Der Leiter einer modernen Expedition wird seine Unternehmung mit allen ihm zu Gebote stehenden rationalen Mitteln der Wissenschaft und Technik planen und ausrüsten. Genau so verhielt sich Freud, genau so verhält sich die Psychoanalyse, und das ist ihre historische Leistung, wenn sie das Irrationale rationalisiert. Es ist nun leichter für uns, näher zuzusehen und genauer zu beschreiben, nachdem sie den Zugang zum Unbewußten zu einem Methodischen gemacht hat. Bei Freud kommt noch hinzu, daß die Lebenswärme seiner Beschreibung und sogar seiner Begriffsbildung so groß ist, daß sie dem plastischen Material seelischer Gegebenheiten noch allenthalben gerecht wird.

Im übrigen fällt das, was hier noch zu Goldsteins Stellungnahme zu sagen wäre, mit dem nächsten Abschnitt zusammen.

Kritisches

Eine kritische Würdigung von Goldsteins Werk gehört der Fachliteratur an und ist seit einem Jahrzehnt auch in vollem Gange. Davon abgesehen würde ich mich zu einer solchen mangels genügend eingehender Erfahrung und Arbeit auf diesem speziellen Gebiete auch gar nicht für berufen halten. Es sei nur gestattet, einige Fragen aufzuwerfen, einigen kritischen Einfällen Ausdruck zu geben, die möglicherweise hier oder dort einmal zu einer Diskussion beitragen könnten.

Bei allem Positiven bleibt irgendwo doch der Eindruck, daß das Aufdecken von Fehlern älterer Auffassung, die Besinnung auf Prinzipielles, Methodisches, das Programmatische stark überwiegt. Man stelle sich einen Augenblick vor, daß man alle diese „Fehler" nicht gemacht hätte, daß man immer so gedacht hätte, wie Goldstein es fordert, und jetzt schüfe jemand die Neuronenlehre mit all dem so wichtigen Tatsächlichen, was sie mit sich bringt, oder das phylogenetische Grundgesetz, oder Bell käme daher mit all seinen großen Entdeckungen neuer Tatsachen, — um z. B. nur eine zu nennen, daß die vorderen Wurzeln des Rückenmarks motorische, die hinteren sensible sind! Es ist mir übrigens nie klar geworden, wie sich die anerkannte minutiöse Zuordnung in all dem, was Goldstein die Peripherie nennt, mit der Netzwerktheorie des Nervensystems vereinigen läßt. Es gibt doch Fakta, die man weder bestreiten noch entbehren könnte, wie etwa, daß bei einem Tabiker die Patellarsehnenreflexe fehlen oder die Pupillen lichtstarr sind, und man greift auf sie zurück. Es kommt ja wirklich für die Naturwissenschaft letzten Endes nur auf die bessere praktische Beherrschung an. Der Chirurg, der einen Hirntumor operieren will, pfeift auf die schönste psychologische Analyse und will nur möglichst genau wissen, wo er einzugehen habe. Natürlich wird das alles von Goldstein nicht übersehen. Aber für ihn dreht es sich eben um Fragen der Erkenntnis, um wirkliches Verständnis für das Wesen des Menschen und der Natur. Aber gibt es so etwas wie reine Erkenntnis um ihrer selbst willen? Ist sie nicht immer trieb- und interessenbedingt? Ich glaube auch Goldstein würde hier zustimmen. Ist es nicht letztlich Selbsterkenntnis, die auf so weitem Umweg gesucht wird? Und stellt sich nicht heraus, daß wo der Weg der Zerlegung der eignen Person ungangbar ist, richtiger, wo die Erkenntnis der Uneinheitlichkeit der eignen Person abgewehrt werden muß, dann als eine Art Komplementärvorgang die Einheit und Ganzheit der Welt so sehr betont werden muß? Hier sind wir wirklich an der Grundposition: Die durchgängige Einheit und Ganzheit des menschlichen Wesens hat den Charakter einer Illusion. Sie existiert auch, insofern jedes Haar, jede Zelle, jede Miene auch das Haar, die Zelle, die Miene dieses einmaligen Menschen ist. Insofern ist die Einheitlichkeit aller Lebewesen augenfällig. Aber davon unabhängig gehorcht die Zelle ihren eignen Gesetzen, lebt, wird angezogen, abgestoßen, erkrankt, stirbt. Allerdings bleibt die Ganzheit, charakteristische Wesenheit unabhängig davon. Aber diese ist genau eine solche Abstraktion wie der isolierte Teil. Überdies liegt hier ein großes Problem

verborgen, das besonders in der Kontinuität des Seelischen durch das ganze Leben hervortritt. Allerdings sind gerade die Apparate, an die seelisches Leben doch unzweifelhaft gebunden ist, die Nervenzellen, unvergänglich, unersetzlich. Sie bleiben sozusagen auch persönlich dieselben.

Die Ganzheit als Erlebnis und Standpunkt fällt noch innerhalb des Organismus, auch sie gilt nur für eine bestimmte Figur-Grundbildung. Sie ist adäquat und daher fruchtbar für das Gewahrwerden von Dingen, die man sonst übersieht, vor allem auf den Gebieten höheren Verhaltens und seiner Störungen. Sie wird zunehmend inadäquater, je mehr sie von dort irradiiert. Überdies ist eine wahre Ganzheitsbetrachtung nur vom Seelischen aus möglich. Nur dort liegt der Schnittpunkt, wo organisches und psychisches Geschehen, innere und äußere Welt in eins verschmilzt. Die Ganzheitsbetrachtung aber für sich allein läßt das Bild unvollkommen. Sie kann nicht über sich selbst hinaus, kann sich nicht selbst in die Karten sehen. Dies aber kann die Psychoanalyse. Sie bildet einen ersten, entscheidenden Schritt, das Seelenleben — das der andern wie das eigene — zu objektivieren, und sie hat solches Unterfangen zu einem methodischen gemacht. Die Entwicklung unserer Kultur scheint zu immer größerer Entlebendigung zu führen, ob man das will oder nicht. Immer weniger kann man sich den Luxus animistischen Verhaltens, beschaulichen Hingegebenseins, „Einsseins" mit der Welt leisten. Diesem Prozeß gehört die Psychoanalyse an. Deshalb ist für sie die momentane Welle der Ganzheitsbetrachtung nur eine Phase. Sie ist mit dieser wie jeder anderen vereinbar, und ihre wahre Leistung, die Eroberung einer Welt und deren zunehmende Bewältigung, bleibt ganz unberührt. Auch sie wird verschwinden oder sich modifizieren, wenn ihre historische Mission erfüllt ist.

Steckt nicht im Hintergrund der Ganzheitslehre der liebe Gott *in persona* und bleibt nur ungenannt? Es ist wahr, unsere etwas gottlose und amoralische Psychologie gibt uns keinen Trost. Sie zeigt uns die Welt außerhalb und selbst innerhalb unserer Person als ein blindes, sinnfreies, erbarmungsloses Geschehen. Wenn wir ein Recht zu richten hätten, könnten wir dieser Welt nur das Prädikat „schlecht" geben. Sie existiert nur aus vermiedenen Katastrophen, könnte man sagen. Wir brauchen übrigens nur einen Blick in einen Tierpark zu werfen (um nicht zu sagen, uns unter unsern Mitmenschen umzusehen), um gewahr zu werden, was für unsinnige Gebilde da, schlecht zusammengezimmert wie Chimären, herumlaufen. Manche sehen aus, wie Verkörperungen einzelner Triebe, die Disharmonie in ihrer Zusammensetzung ist trotz unserer Gestaltbrille noch schreiend. Was mehr als bloße Existenz ist der Sinn eines Ameisenbären? Sind wir Menschen gerade besonders ausgezeichnet, und woher kommt ein über solche hinausreichender Sinn gerade in uns hinein, wenn er nicht im Lebendigen auf jeder seiner Stufen vorhanden wäre?

Aber meint das, daß wir Analytiker nun nicht mehr primitiv hingegeben leben könnten? Ich meine im Gegenteil, wir werden erst wieder frei dazu, und das obwohl und weil wir die volle Freiheit, soweit dies heute möglich ist, gewonnen

haben, uns a u c h illusionsfrei, nüchtern, rational zu verhalten. Fragen der Ökonomie sind entscheidend. Die Psychoanalyse steht im Dienst der besseren Bewältigung einer immer schwierigeren Umwelt. Deshalb gehört ihre Auswirkung noch heute zum größten Teile der Zukunft an.

Wenn es diesem Bericht gelungen ist, Interesse zu erwecken und den Leser zu eigener Auseinandersetzung mit den hier aufgeworfenen Problemen anzuregen, so hat er seinen Sinn erfüllt. Möge er manchen anregen, das Buch selbst zu lesen; wenn die Berührung mit den Gedanken und der Persönlichkeit des Autors zu einem kleinen Teil den lebendigen Kontakt ersetzen kann, so wird sich solche Lektüre reichlich lohnen. Seien wir nicht zu kritisch, sondern willig und offen, auf uns einwirken zu lassen; denn was hier ruft, ist die Stimme des Lebens, was hier färbt, ist die Farbe der Liebe!

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur

LOWTZKY, F.: **Sören Kierkegaard.** Das subjektive Erlebnis und die religiöse Offenbarung. Eine psychoanalytische Studie einer Fast-Selbstanalyse. Wien, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1935. 124 S.

Eine psychoanalytische Untersuchung der Schriften Sören Kierkegaards findet günstige Bedingungen vor. Selten ist eine bedeutende schriftstellerische Produktion so sehr aus subjektivsten Konflikten getrieben worden, wie das bei Kierkegaard der Fall war. In K.s Leben spielt seine Beziehung zu einer Frau, Regina Olsen, eine zentrale Rolle. Er war mit ihr verlobt, hat aber die Verlobung gelöst. K. ist mit dieser Beziehung offenbar nie richtig fertig geworden. Seine bekanntesten Schriften haben in einer Weise, die ebensoviel aufdeckt wie verhüllt, sein Verhältnis zu Regina Olsen zum Gegenstande. Die wirklichen Hintergründe dieser seltsamen „Liebe" sind nie bekannt geworden. Die Kierkegaard-Forschung bemüht sich, das Geheimnis dieser merkwürdigen Persönlichkeit, die heute auf deutsche Philosophen wie Jaspers und Heidegger einen starken Einfluß ausübt, zu enträtseln. Es ist fraglos, daß zum Verständnis von K.s Persönlichkeit die Beziehung zu Regina Olsen eine Schlüsselstellung einnimmt. Die historisch-biographische Forschung konnte aber bisher diese und manche anderen Probleme der Psychologie K.s nicht lösen. Eine psychoanalytische Untersuchung, die versucht, diese ungeklärten Fragen zu beantworten, darf also auf besonderes Interesse rechnen.

L. hat geschickt das Material aus K.s Schriften zusammengesucht und geordnet, „Indizienbeweise" gesammelt, die Vermutungen erlauben, welche seelischen Prozesse sich in K. abgespielt haben, wie seine Konflikte, seine Angst, seine Qualen zu erklären sind. Wir erfahren, daß K.s Interesse von religiösen Figuren gefesselt wird. Er bewundert Abraham, weil er seinen Sohn opfern und trotzdem an Gott glauben konnte, aber er bewundert auch Hiob, der es wagte, mit Gott zu hadern.

K. erzählt in seinen Schriften (Die Wiederholung) von einem jungen Mann, der seine Geliebte, zu der er leidenschaftliche Zuneigung empfand, nach der Verlobung nicht länger lieben konnte, weil seine Liebe zur Erinnerung, zu einer „Erinnerungsliebe" wurde. Und die Erinnerungsliebe kann einen Menschen nicht glücklich machen, nur die „Wiederholung" ist dazu fähig.

Welche Wiederholung sucht K.? Was für ein Opfer verlangt Gott von ihm? Denn der Eindruck drängt sich auf, daß bei K. subjektiv Erlebtes, Erlittenes sich in literarischer Verkleidung Luft schafft.

L. deutet: K. muß in der Kindheit einen Koitus seiner Eltern belauscht haben. Er hat sich dabei mit seinem Vater identifiziert, wollte die Mutter wie der Vater besitzen und von ihr ein Kind haben (S. 35).

Das „schreckliche Geheimnis" K.s sind seine Erlebnisse bei der Urszene. L. meint, daß die seelische Situation des „jungen Mannes", den K. in der „Wiederholung" schildert — und der junge Mann ist offenbar K. selbst —, aus diesem Erlebnis verständlich wird. „Nun wird es verständlich, warum die Erinnerungsliebe den jungen Mann unglücklich machte. Es ist die Erinnerung an seine Liebe zu der Mutter, die er auf das Mädchen überträgt, eine Erinnerung an die Untreue der Mutter. In der Identifizierung des Mädchens mit der

Mutter, ist es das Mädchen selbst, das ihm untreu ist, das ihn nicht liebt. Darum ist er unglücklich, sie wird ihm zur Last und er wird ihrer müde. ‚Er liebt sie und liebt sie nicht' ... er kann aber ‚seine Liebe in der Ehe nicht realisieren', d. h. es ist ihm unmöglich, sie zu lieben. Er kann nicht lieben, wenn er nicht geliebt wird. Er wird impotent aus Aggression, das ist seine Rache." (S. 39)

Diese Deutung mag zwar richtig sein, aber sie ist nicht zu beweisen. Wenn in einer klinischen Analyse eine solche Deutung zu früh gegeben wird, würden wir von einer zu „tiefen" Deutung sprechen und meinen, daß eine solche Deutung, wenn sie eben nicht in den richtigen Zeitpunkt fällt, wirkungslos bleiben muß, weil sie vom Ich des Analysanden nicht apperzipiert werden kann. Wenn K. analysiert wird, wenn das Objekt der Analyse nur durch ein Medium, durch seine Werke uns zugänglich ist, gilt zwar ein solches Bedenken nicht, aber in einem solchen Fall müssen wir, wenn auch nicht mit dem Ich des Analysanden, so doch mit dem Ich des Lesers — der die Arbeit von L. verstehen will — rechnen. Und der Leser kann mit einer tiefen Deutung, die frühzeitig fällt, ebensowenig anfangen wie der Analysand. Was an der Arbeit von L. fehlt, ist Anschauungsmaterial, Verdeutlichung der Figur K.s in ihrer konkreten Eigenart, die Darstellung seines Charakters, seiner Konflikte, seiner Widersprüche vom Ich aus gesehen. Erst von einem solchen Hintergrund aus können tiefe Deutungen überzeugen. L. hätte nicht nur den Inhalt von Kierkegaards Schriften analysieren müssen, sondern auch den Stil, der viel von K.s Person und Charakter verrät. Man muß nur das „Tagebuch eines Verführers" lesen, um zu wissen, daß ein solches Buch nur von einem Impotenten geschrieben werden konnte. Die lederne, konstruierte, mühsam ausgeklügelte Art, wie erotische Situationen geschildert werden, vollständiger Mangel an erotischer Empirie und Realitätssinn verraten auch dem analytisch Ungeschulten die tiefe sexuelle Störung seines Verfassers. Gerade das „Tagebuch eines Verführers", das von L. nicht genug benützt wird, zeigt sehr klar und unmittelbar verständlich die neurotische Struktur K.s. Die Grübelsucht, der Sadismus, die rein narzißtische Einstellung dieses „Verführers" brauchen gar nicht gedeutet zu werden, sie sprechen für sich.

Die auffälligen Stellen in K.s Schriften sind nicht das einzige Material, aus dem L. die Urszene ableitet. Sie meint, man könne K.s Beziehung zu seiner Braut nur dann verstehen, wenn man annimmt, daß die Koitusbelauschung in der Kindheit bestimmte Spuren hinterlassen hat. L. betont immer wieder, daß Regina Olsen für K. eine Mutterfigur war. Allerdings wird diese Deutung von L. in etwas widerspruchsvoller und ungewohnter Weise verwendet. Einmal heißt es: „In dem Augenblick also, in dem er sie heiratet, macht er das Mädchen, die Mutter, zu Regina Olsen, zu einem Schatten, ‚verflüchtigt', ‚zermalmt' er die Mutter; sie wird ‚wie tot' für ihn — darum ist in dem Augenblick, wo die Wirklichkeit eintritt, für ihn alles verloren — es ist die Mutter, die ihm verloren geht. ‚Ihm fehlt', sagt er, ‚die erste Voraussetzung alles Erotischen — die Unmittelbarkeit', d. h., daß er unmittelbar Regina Olsen nicht lieben kann." (S. 54)

An einer anderen Stelle schreibt aber L.: „Heiraten bedeutet für K. kastriert zu werden, die Geliebte (die Mutter) zu töten" (S. 49). Diese zweite Deutung sagt, daß K. Impulse, die er unbewußt seiner Mutter gegenüber hatte, auf die neue Mutter, auf Regina Olsen, übertragen habe; die erste dagegen, daß K. seine Braut verlassen mußte, weil er an die Mutter so gebunden war, daß er sie nicht aufgeben konnte. Während L. einerseits K.s neurotische Beziehung zu Regina Olsen damit erklären will, daß sie für ihn eine Mutterfigur war, und daß er deshalb gefürchtet hat, bei ihr die gleichen Enttäuschungen zu erleben, die er einst in der Kindheit bei der Mutter erlebt hat, postuliert sie andrerseits, daß K. seine

Braut verlassen mußte, weil er in ihr nicht die Mutter sehen, nicht die Mutter wiederfinden konnte.

L. spricht von K.s Zwangsneurose, arbeitet aber die zwangsneurotischen Züge K.s nicht richtig heraus. Die wichtigste, K.s Denken und Stil am deutlichsten beeinflussende Äußerung der Zwangsneurose war seine Grübelsucht. Es ist ein Verdienst der Lowtzkyschen Untersuchung, daß sie uns zeigt, wie sehr K.s Produktion um die Lösung subjektiver, im Tiefsten unbewußter und daher wohl unlösbarer Fragen ringt. K. war aber nicht nur zwangsneurotisch, sondern auch schwer depressiv. L. zeigt die depressiven Mechanismen bei K., das Wüten des strengen Über-Ichs, die Wendung der Aggressionen gegen das einverleibte Objekt. G. Gerö (Kopenhagen)

REIK, THEODOR: **Der überraschte Psychologe.** Über Erraten und Verstehen unbewußter Vorgänge, A. W. Sijthoff's Uitgeversmij N. V. — Leiden. 1935, 291 S.

Thema des Buches ist die Untersuchung des Erfassens unbewußter Zusammenhänge im Patienten durch den Analytiker. Das Buch stellt nach des Autors Worten „den Versuch dar, die Voraussetzungen und psychischen Leistungen des Forschers, der das Unbewußt-Seelische einer anderen Person erfassen will, zu beschreiben". Das Hauptgewicht legt der Verfasser als Analytiker naturgemäß auf die Untersuchung jener Wegstrecken zwischen Wahrnehmung eines seelischen Phänomens und seinem Verstehen, die durch das Vorbewußte und Unbewußte führen. Er teilt zum Zwecke seiner Untersuchung diesen Weg in drei Abschnitte; der erste Abschnitt führt von der bewußten und bewußtseinsfähigen Wahrnehmung des Materials bis zum Unbewußten des Psychologen, der zweite stellt sich dar in der unbewußten Verarbeitung des wahrgenommenen Materials durch den Psychologen, der dritte umfaßt das Wiederauftauchen des unbewußt verarbeiteten Materials ins Bewußtsein und die darauf erfolgende Darstellung oder Formulierung, resp. die Mitteilung an den anderen.

Reik ist der Ansicht, daß die Übermittlung des psychischen Materials auf zweierlei Weise erfolgt. Erstens durch die Sinneswahrnehmung, wobei auch die Summierung unterschwelliger Reize eine endliche Wahrnehmung ergeben kann, und zweitens durch Sinne, die als solche unserem Bewußtsein entzogen sind, prähistorische Sinne, die aus der tierischen Vergangenheit der Menschenart stammen und dem Richtungssinn der Bienen, dem Orientierungsvermögen der Zugvögel und Ähnlichem gleichzusetzen sind. Die Telepathie nimmt er als auf der gleichen Basis der Vermittlung durch aktualisierte Sinne, die unserem Bewußtsein fern und fremd geworden sind, zustandekommend an. „Wir haben Ohren und hören nicht nur mit ihnen, und haben Augen und sehen nicht nur mit ihnen", ja, jene archaischen Sinne jenseits des Bewußtseins mögen sogar rascher arbeiten als die bewußten, gleichsam atmosphärisch funktionieren. Die Wahrnehmungen durch sie bezögen sich dabei vor allem auf die Triebsphäre. Unsere psychologischen Eindrücke seien das Resultat der kombinierten Verarbeitung bewußter und unbewußter Wahrnehmungen. Dieser reiche rezeptorische Apparat bildet nach Reik das Gegenstück zu den zahlreichen Tendenzen des Selbstverrates, auf die uns Freud frühzeitig hingewiesen hat, wenn er in der „Psychopathologie des Alltagslebens" sagt: „Der Selbstverrat dringt uns aus allen Poren". Nach Reik wird auch „der Selbstverrat des anderen mit allen Poren aufgefangen."

Der Autor wendet sich der psychologischen Einstellung zu, die dieses Auffangen unterstützt, zum Teil auch erst ermöglicht. Diese Einstellung ist die vom Analytiker geforderte „gleichschwebende Aufmerksamkeit". Die willkürliche, aktive und die „gleichschwebende Aufmerksamkeit" werden besonders in ihren psychologischen Differenzen einer sehr gründ-

lichen Untersuchung unterzogen. Die willkürliche Aufmerksamkeit wählt aus dem Beobachtbaren einen Ausschnitt und verharrt in einer oft autohypnotisch zu nennenden Fixierung an dem unmittelbar gegebenen Gegenstand oder Zusammenhang. Sie bietet damit einen ausgezeichneten Schutz vor Überraschung. Die Überraschung aber sei gerade die besondere Art psychischer Erschütterung, die für die Analyse spezifisch ist. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit bereite den Boden für die Überraschung vor, während die willkürliche Aufmerksamkeit gegen Überraschung schützt. Der Entzug aktiver, willkürlicher Aufmerksamkeit führe zur Beweglichkeit der Aufmerksamkeit, zur Bereitschaft für verschiedene Anregungen, die aus dem Unbewußten auftauchen. Diese Anregungen nennen wir Einfälle, ihr Auftauchen geschieht überraschend.

Der Analytiker erfasse das Fremd-Seelische auf zweierlei Weise. Erstens durch Wahrnehmungen, in denen er deutlich erkennt, was die Worte und Bewegungen der beobachteten Person bedeuten: eben das, was sie sagen. Diese Art der Erfassung wird gering geschätzt gegenüber der zweiten, die zunächst in nichts weiter besteht, als in der Vorbereitung eines späteren Verständnisses, im Sammeln von Eindrücken für eine Vorratskammer, aus der sie in überraschenden Zusammenhängen und als überraschende Einsichten plötzlich wiederkehren. Die Differenzen der beiden Arten von Aufmerksamkeit zeigt Reik sehr instruktiv an den Lösungsversuchen eines Bilderrätsels, dessen Lösung überraschend durch Aufgeben der willkürlichen Aufmerksamkeit gelingt. Dieses Aufgeben der willkürlichen Aufmerksamkeit hat eine erhöhte Beweglichkeit und Bereitschaft für andere Anregungen, für das Finden neuer Zusammenhänge zur Folge; ihr Festhalten versperrt diese Möglichkeiten. So ist die gleichschwebende Aufmerksamkeit eine Voraussetzung für die Überraschung durch Einfälle aus dem Unbewußten des Analytikers.

In der Überraschung, die eine so wesentliche Rolle im psychologischen Erkennen dadurch spielt, daß sie die Gewähr der Mitwirkung des Unbewußten am Einfall ist, äußert sich nach Reik das Sträuben gegen den Anspruch, etwas Altbekanntes, das unbewußt geworden ist, anzuerkennen. Gerade die überraschenden Erkenntnisse aber seien in der Analyse die wirksamsten. Dabei geschehe die Überraschung in der Analyse an zwei Stellen. Im Analysanden, wo sie dadurch zustandekomme, daß ein Stück psychischer Realität von unbewußt-verdrängtem Charakter mit einem Stück materieller Realität durch das Aussprechen des Inhaltes durch den Analytiker zusammentrifft. Das Aussprechen selbst bedeute dabei eine partielle Erfüllung des abgewehrten Wunsches, es stellt ein zur Wortwirklichkeit gewordenes Gedankenspiel dar, ein Zeugnis der magischen Wirkung des Wortes. Die Überraschung des Analysanden in der Analyse bei Mitteilung des an ihm Erkannten habe häufig den Charakter des Schreckens. In seinem Buch „Der Schrecken" bezeichnet Reik als das Spezifische des Schreckens den Eindruck des plötzlichen Aktuellwerdens einer alten, unbewußten Angst. Es sei für den Erschreckenden, als ob plötzlich und in unerwarteter Form real würde, was einmal gefüchtet, dann abgewehrt und aus den Gedanken verbannt wurde. Reik nimmt an, daß auch beim Witz die erste, einen Sekundenbruchteil dauernde Reaktion von der Natur des Schreckens sei, wenn der latente Sinn des Witzes unbewußt erkannt wurde. Ganz ähnlicher Natur sei der Gedankenschrecken des Analysanden in der Analyse. Während aber beim Witz der Aufwand gegen die unbewußte Gefahr bei der Erkenntnis der Harmlosigkeit desselben im Lachen abgeführt werde, komme es in der Analyse nur langsam dazu, daß der Gedankenschrecken als überflüssig erkannt wird; es trete eine allmähliche Reduktion des Hemmungs- und Unterdrückungsaufwandes ein, wobei die bisher zur Aufrechterhaltung der Verdrängung verwendeten Energiebeträge zu anderwärtiger Verwendung frei werden können.

Der zweite Überraschte in der Analyse aber ist der Analytiker selbst. Die wesentlichen Einsichten in das Unbewußt-Verdrängte sind auch für den Analytiker Überraschungen. Reik zieht Parallelen zwischen analytischer Deutung und Witz. In beiden Fällen handle es sich um das Begegnen mit alten Ängsten, denen gegenüber die Hemmungsbereitschaft als überflüssig erkannt wird; im Witz plötzlich, in der Analyse allmählich. Dies die Parallele zwischen dem Analysanden und dem Hörer eines Witzes. Die nächste Parallele ist die zwischen dem Analytiker und dem Hörer eines Witzes. Der Analytiker hat eine ähnliche psychologische Stellung wie der Hörer eines Witzes, wenn ihm die verborgenen Deutungen und Absichten unbewußter Vorgänge klar werden. Er füllt Lücken aus, macht Entstellungen rückgängig, führt Mitteilungen auf ihren verdrängten Kern zurück. Dasselbe aber macht der Hörer eines Witzes, wenn er ihn versteht.

Wenn der Analytiker dem Patienten das Erkannte eröffnet, dann ist er in dritter Parallele vergleichbar dem, der einen Witz macht. Nicht selten beantwortet ja auch der Patient die Eröffnung mit Lachen. Beim Analytiker taucht wie beim Witzmacher eine große Zahl von Gedanken und Vorstellungen ins Unbewußte und wird dort verarbeitet; das Produkt wird dann vom Bewußtsein erfaßt und mitgeteilt. Der Unterschied zwischen dem Witzigen und dem Analytiker aber besteht in der seelischen Einstellung des Analytikers, dem es nicht darauf ankommt, aggressive und erotische Tendenzen zur entstellten Darstellung zu bringen, im Zeitfaktor für die Bearbeitung, der beim Witz von Augenblicksdauer ist, während er beim Analytiker keine Beschränkung aufweist und über Wochen und Monate sich erstrecken kann, und schließlich darin, daß der Witzige seine Energie frei abführt, der Analytiker aber in der Abfuhr der frei gewordenen Energie gestört ist, da er die Energie sofort zu anderer Verwendung, nämlich zur psychologischen Klarstellung und sprachlichen Formulierung der plötzlich gewonnenen Einsicht benützt.

Daraus, daß für Reik die bedeutsamsten Erkenntnisse in der Analyse Überraschungen, d. h. also Bestätigungen unbewußter Erwartungen darstellen, die regelmäßig durch die besondere Einstellung der freischwebenden Aufmerksamkeit und die unbewußte Verarbeitung des aufgenommenen psychischen Materials erworben und gebildet werden, kommt er zu einer ernsten Polemik gegen das „Zettelkastenwissen" aus dem Gelesenen und Übernommenen der analytischen Theorie. Er schätzt das Überraschungserlebnis auch des Analytikers in der Analyse über alles, nennt es erlebte Erkenntnis seelischer Wirklichkeit gegenüber der erlernten Erkenntnis, bei deren Anwendung die Gefahr bestehe, daß man bei Wortrepräsentanzen stehen bleibt. Reik bezeichnet solche rein terminologische Anwendung als „Verbrechen gegen das keimende Leben echter psychologischer Erkenntnis". Eine ziemlich scharfe Kritik der Bemühungen Wilhelm Reichs um eine „zielsichere, geordnete und systematische Widerstandsanalyse" und um eine systematische Technik überhaupt schließt daran an.

Reik schildert, daß für ihn dem Augenblick des glücklichen Einfalls, der eine Lösung in bisher dunkle Probleme des analytischen Materials bringt, eine Art Fremdheitsgefühl, eine rasch vorübergehende Absence vorausgehe. Zwischen Aufnahme des Materials in gleichschwebender Aufmerksamkeit und Aufsteigen des Einfalls schiebt sich „eine Latenzzeit psychologischen Verstehens", für die Reik die Bezeichnung „unbewußtes Intervall" vorschlägt. Der Einfall müsse dann in der Folge aufgenommen und bis in alle Einzelheiten verfolgt werden.

Den Einfall im richtigen Moment zur Deutung zu verwerten, sei Sache des Taktes des Analytikers. Takt nennt Reik eine Instanz, welche über das jeweilige Maß der Triebbefriedigung und -versagung im sozialen Verkehr entscheidet. Er bringt den Takt in Zu-

sammenhang mit dem Rhythmus der Lebens-, insbesondere der Triebäußerungen, und meint, Takt sei der Ausdruck einer bestimmten Anpassungen des eigenen Lebensrhythmus an den der jeweiligen Umgebung. Der günstigste Zeitpunkt, wann eine Deutung zu geben sei, werde durch den unbewußten Rhythmus der Triebvorgänge des Analysanden bestimmt. Der Takt des Analytikers bestehe in seiner Fähigkeit, dem Triebrhythmus des Analysanden zu folgen.

Die heuristische Verwendung des Unbewußten bilde die besondere Eigenheit des analytischen Verfahrens, das sich in dieser Richtung von anderen wissenschaftlichen Methoden unterscheide. Reik teilt den heuristischen Vorgang in der Analyse in zwei Abschnitte. Das Erraten, das darin besteht, daß eine oder mehrere Spuren gefunden werden, welche die Rätselhaftigkeit eines Phänomens aufhellen; das Erfassen der Art und Richtung unbewußter Vorgänge, das dem Bewußtsein Näherbringen der Triebkräfte und seelischen Mechanismen der Vorgänge im Analysanden teilt er dem Erraten zu. Das Verstehen bildet den zweiten Abschnitt und besteht darin, daß die gefundene Spur genauer untersucht und bis an jene Stelle verfolgt wird, wo sie in bereits bekannte Wege einmündet. Die unbewußten Vorgänge verstehen, heißt, sie in ihrer bestimmten Bedeutung so genau wie möglich begreifen, sich mit ihren Voraussetzungen und Zielen vertraut machen, sie in den Kausalzusammenhang so einreihen, daß sie sowohl in ihrer Isoliertheit als auch in ihrer mannigfaltigen Beziehung zu anderen seelischen Vorgängen transparent werden. Der Übergang vom Erraten zum Verstehen geschehe durch die Gewinnung historischer Einsichten in die Lebensgeschichte des Analysanden. Die Differenz zwischen Erraten und Verstehen besteht nach Reik darin, daß sie verschiedenen seelischen Schichten angehören. Das Erraten, das den Analytiker in der Rolle des Detektivs erscheinen läßt, hat den Wegfall der eigenen gedanklichen Zensur zur Voraussetzung. Der Analytiker müsse sich für das Erraten einer psychoanalytischen Grundregel unterwerfen, die sich von der, die dem Analysanden erteilt wird, kaum unterscheidet. — Beim Verstehen hingegen gleiche der Analytiker eher dem Richter, der unter logischer Gliederung und Überlegung, mit Hilfe von Schlußfolgerungen, unter strenger Prüfung und Kritik der einzelnen Tatsachen, unter Verwertung bewußter Kenntnisse arbeitet. Das Verstehen geschehe dabei den unbewußten Triebquellen nach als ein oraler Einverleibungsakt.

Reik interessiert vor allem das Erraten, das ja für ihn das spezifische heuristische Prinzip der Analyse darstellt, in dem das Unbewußte des Erkennenden als Erkenntnismittel dient. Er lehnt dabei die Erklärung durch Einfühlung ab, da dieser Begriff so vieldeutig sei, daß er nichtssagend ist. Die Triebgrundlage des Erratens ist nach Reik mehr als eine Identifizierung mit dem Analysanden, nämlich eine Ich-Verwandlung im Unbewußten, durch die das fremde Erleben nicht wie eigenes, sondern als eigenes erlebt wird. Die unbewußten Impulse werden durch die verschiedenen Ausdrucksmittel vom Patienten dem Analytiker nicht nur mitgeteilt, sie teilen sich ihm vielmehr mit. Die unbewußte Aufnahme der Zusammenwirkung und Gegenwirkung der Worte, Ausdrucksbewegungen und unbewußten Signale haben nach Reik die Induktion der ihnen zugrundeliegenden, verborgenen Impulse und Affektinhalte zur Folge. In Ansätzen werde also im Analytiker wach, was im Analysanden rege ist. Dieses seelische Wirklichkeit gewordene Ich-Bild werde wieder in die Außenwelt projiziert und als Objekt wahrgenommen. Die passagere Introjektion des Objekts werde so von einer Projektion gefolgt. Damit aber komme eine wechselseitige Erhellung des unbewußten Geschehens im Analytiker und im Analysanden zustande, durch die die Ausübung der analytischen Tätigkeit auch für den

Analytiker von therapeutischer Wirkung sei. Das Rätsel der Verwandlung der im Analytiker „aufgeweckten" Triebregung in psychologisches Interesse löst Reik dahin, daß er annimmt, daß schon im Ansatzpunkt, gleich nach dem Auftauchen, die Triebregung gehemmt und in den Analysanden projiziert werde, wobei die Energie der Triebregung in psychologisches Interesse umgewandelt wird. Das psychologische Interesse erweise sich auch darin als Abkömmling des Bemächtigungstriebes, dessen Zusammensetzung aus libidinösen und aggressiven Komponenten die Möglichkeit zu beider Umwandlung in psychologisches Interesse gebe.

Die wichtigste Eignungseigenschaft des Analytikers sei nach allem eine Art moralischen Mutes, die Tapferkeit vor den eigenen Gedanken. Der Analytiker müsse die Fähigkeit haben, den Gedankenschrecken vor eigenen Einfällen zu überwinden, soll er dem Analysanden bei der Überwindung seiner Widerstände gegen Angst und Schreckerlebnisse hilfreich beistehen.

Das hier wiedergegebene grobe Exzerpt aus dem Reikschen Buch berührt nur die hauptsächlichsten Probleme, denen Reik gründliche und eingehende Behandlung widmet. Nicht nur die Wichtigkeit der Untersuchungsobjekte, sondern auch vor allem der Reichtum an klinischen Beispielen und an geistreichen Einfällen sowie die Gewandtheit der Sprache machen das Buch zu einer durchaus fesselnden Lektüre. Es ist ein mutiges Buch, mit dem der Autor in diesem Umfang erstmalig Bahn bricht in das unerkannte und geheimnisvolle Gebiet der analytischen Intuition, die wir alle doch anerkennen, obwohl wir vor ihrer allzu reichlichen Anerkennung zurückschrecken, weil sie uns nicht wissenschaftlich faßbar werden will. So steht zu hoffen, daß das Buch dem Analytiker den Mut vermehrt, sich seiner Intuition zu bedienen, da sie nach Reik als heuristisches Prinzip der Analyse von spezifischem Charakter und von unschätzbarem Werte ist.

Richard Sterba (Wien)

WEISS, EDOARDO: **La Psicoanalisi** (Artikel erschienen in der Enciclopedia Italiana, Vol. XXVIII, S. 455—457. 1935).

Die Psychoanalyse ist durch diesen ausgezeichneten und bei aller Kürze außerordentlich inhaltsreichen Artikel in der modernsten der gegenwärtig erscheinenden Enzyklopädien würdig vertreten. Der Artikel gibt eine knappe Übersicht über die wichtigsten Lehren der Psychoanalyse, ihre Topik, ihre Struktur- und Trieblehre, über die Traumdeutung und — in sehr vorsichtiger Formulierung — auch über die Entwicklung der Technik. Ein gutes Literaturverzeichnis unterrichtet über Ausbreitung und Umfang der psychoanalytischen Literatur. Diesem Literaturverzeichnis ist — offenbar von der Schriftleitung — ein kurzes Verzeichnis gegnerischer Schriften angefügt worden.

E. K. (Wien)

Aus der Literatur der Grenzgebiete

BEUN, LUITGARD (Schwester M. Gerarda): **Het Zedelijk Ordeel bij Kinderen.** Antwerpen-Nijmegen 1934.

Nach dem Beispiel von Fernald hat Schwester Beun von mehr als zweitausend Mädchen (von 8 bis 18 Jahren) und Erwachsenen mehrere Gruppen von „schlechten" und auch von „braven" Taten sittlich beurteilen und die Fälle der Schlechtigkeit oder der Bravheit nach abstufen lassen, um so eine Einsicht in das ethische Urteilen und in die Entwicklung der Moral mit dem Alter zu gewinnen. Sie kam dabei zum Schluß, daß das sittliche Urteil mit den Jahren „besser" wurde, wobei sie feststellen konnte, daß ein moralisches Urteil „der Wahrheit nahe" war und außerdem in der von Erwachsenen gegebenen Rangordnung einen Vergleichungspunkt hatte. In diesem Punkte herrscht freilich keine ein-

heitliche Urteilsgrundlage: Eine Gruppe deutscher Theologen und Pädagogen z. B. weist unter 7 verschiedenen Übeltätern den Jüngling, welcher seinen betrunkenen Stiefvater, der seine Mutter mißhandelt, erwürgt, als den geringsten Sünder an, findet dagegen den Jungen, der aus Hunger zwei Brötchen stiehlt, mehr zu verurteilen, während die belgischen katholischen Pädagogen den Stiefvatermörder fast ebenso beurteilen wie den Bediensteten, der mit einem gefälschten Scheck 1000 Franken stiehlt.

Der Psychoanalytiker kann aus diesen Untersuchungen einiges bezüglich der allmählichen Konsolidierung eines schablonenhaften Über-Ichs in der Jugend lernen: jüngere Kinder finden meistens die Fälle, in denen mit Messern gestochen oder geschossen wird, am schlimmsten, während die älteren von diesen triebnäheren Taten weniger fasziniert werden und mehr auf Pflichtverletzung und Vorsätzlichkeit achten. Auch phantasieren die jüngeren ihre Wünsche leichter in die Fälle hinein: obwohl sie die Aufgaben vor sich hatten, schrieben einige, daß der Junge, der das Brot stahl, Törtchen oder „Patees" genommen habe. Ein undeutlich gestellter Fall eines „guten" Burschen, der seinem Hunde einen Glassplitter aus der Pfote holte und ihm dabei das Maul mit einer Schnur zusammenband, wurde von den meisten Mädchen wegen des Zubindens als eine Rohheit verstanden, aber eine erhebliche Zahl (von den 11jährigen sogar 5%) motivierte die Verurteilung durch die Phantasie: daß er noch einen anderen Glassplitter in den Mund (eine sagt: in sein Maul) hineingesteckt habe. Der Wunsch der Mädchen, daß etwas Stechendes in den Körper hineingesteckt würde, hat hier das „ethische Urteil" beeinflußt.

Das Bedenken des Psychoanalytikers gegen diese Untersuchungen beruht nicht nur darauf, daß das Unbewußte, das in diesen Antworten eine so deutliche Rolle spielt, verleugnet wird, sondern auch darauf, daß ein fester moralischer Kodex angelegt wird, als ob der Mensch abgeurteilt werden könnte, ohne daß seine unbewußten Determinanten auch nur erwähnt werden. So wird z. B. von den Erwachsenen ein Junge als der verworfenste Faulpelz bezeichnet, der versprochen hatte, für seinen kranken Vater, einen Bahnwärter, auf dem Signal die Sperrbäume zu schließen. Aus dem Schlafe geweckt, meint er, noch Zeit zu haben, fällt aber wieder in Schlaf, und der Zug prallt an ein Auto. Seine Pflichtvergessenheit unter gefährlichen Umständen macht ihn in den Augen der „richtigen" Beurteiler zum größten Sünder. Aber, würden wir fragen, lag eine Hauptursache nicht bei den Eltern, die ihm die Gefahr ungenügend deutlich machen konnten? War seine Schlafneigung in dem Zustand des Halberwachtseins so moralisch verwerflich? Und wenn er sich die Gefahr jeder Verzögerung überhaupt nicht vergegenwärtigen konnte, war er dann vielleicht debil? Oder ist es am Ende neurotisch zu nennen, in solchen Umständen dem Schlaf zu verfallen? Was für eine Menge unbewußter Determinanten, die wir so ohne weiteres nicht beurteilen können, mögen hier mit im Spiel gewesen sein! Warum schlief er wieder ein? Ein solcher Vorfall ist als moralisch verwerfliche Faulheit noch nicht „richtig" und genügend beurteilt. Ähnliche Fragen lassen sich natürlich bei allen Beispielen stellen. Man sieht aus solchen Beispielen nur, wie das Kind allmählich auf den Standpunkt der erstarrten erwachsenen Pädagogen kommt, die nur nach festen Schablonen urteilen, nach Pflicht und Vorsatz, nach bewußter Gesinnung und Absicht, nach dem, was sie als Tugend oder Laster bequem kennzeichnen können. Solche Aufgaben schärfen das begriffliche Denken, das es allen Menschen bequemer macht, das Unbewußte zu vergessen. Das ethische Urteil ist eine der schärfsten Waffen, mit denen der Mensch sein Unbewußtes verleugnet — es proklamiert ja, daß man bewußte Absichten, „ehrliche" Meinung, Tugend und Sünde, richtig nach „Wahrheit" sofort beurteilen kann.

Untersuchungen wie in diesem Buch, gerade wenn sie auf streng wissenschaftliche Weise

geführt werden, wie Schwester Beun dies getan hat, lassen uns sehen, wie der wachsende Mensch allmählich besser lernt, das Unbewußte zu leugnen.

A. J. Westerman-Holstijn (Amsterdam)

COCHRANE, ARCHIBALD: **De oorsprong der gevangenissen.** Tijdschrift voor Strafrecht, Afd. 3 Deel XLV. 1935.

Ein durchaus unter analytischen Gesichtspunkten unternommener Versuch, die Institution des Gefängnisses auf das Tabu der primitiven Welt zurückzuführen, liegt in diesem Artikel vor. Er sei ausführlich referiert, weil er für den Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse und dem Orte seines Erscheinens nach nicht leicht erreichbar ist.

C. geht von einer Übersicht über die Theorien aus, welche die Entstehung des Gefängnisses erklären wollen. Die erste Theorie leitet das Gefängnis von der Untersuchungshaft ab, welche die Wartezeit vor dem Urteil bezeichnet, die zweite Theorie sucht die Wurzel der Einrichtung in der Schuldhaft, die sich bei privatrechtlichen Streitigkeiten zwischen Gläubigern und Kreditoren als Maßregel der Sicherung ergab. Die dritte Theorie, zu der sich z. B. Wundt bekennt, sieht im Asyl den Ursprung der Gefängniseinrichtung. Bohne, der diese Theorien scharf kritisiert, sieht den ursprünglichen Zweck des Gefängnisses in der Internierung des Rechtsbrechers, um ihn für die Gemeinschaft unschädlich zu machen.

Nach C.'s Meinung gehen alle diese Theorien fehl, weil sie nur den historischen und nicht den psychologischen Zusammenhang berücksichtigen. Indem er sich auf Reiks analytische Untersuchung über den magischen Ursprung des Indizienbeweises beruft, meint er, das Problem eher mit Hilfe der analytischen Methode lösen zu können.

Im frühen Griechentum war der Mörder sicher, solange er sich nicht im Bereiche der Verwandten und Freunden des Ermordeten — ursprünglich nicht im Bereiche des Geistes des Toten — befand. Der Verbrecher flüchtet natürlich seiner eigenen Sicherheit wegen, aber auch, weil er andere mit seiner Mordlust anstecken könnte. Die Yabuni in Neu-Guinea versuchen, den Geist eines Ermordeten, der den Mörder verfolgt, durch Geschrei und Trommelschläge zu vertreiben. Zahlreiche Beispiele von australischen Völkern zeigen, daß Mörder oder siegreich heimkehrende Krieger tabu sind und abgesondert in Hütten leben, um sich zu reinigen. Dieselbe Zeremonie der körperlichen und seelischen Reinigung wird etwa bei den Puma-Indianern gefunden: wenn ein Krieger einen Apachen getötet hat, zieht er sich in die Einsamkeit des Waldes zurück, wo er sechzehn Tage fastet, mit niemandem sprechen darf usw. Er wird von einer alten Frau versorgt.

Dieses Zeremoniell des Tabu stellt den Ursprung des Gefängnisses dar; die Leute, welche dem Verbrecher während seiner Isolierung Speise und Trank geben, finden wir später als Gefängniswärter wieder. Der Verfasser stützt seine Auffassung durch den Hinweis darauf, daß die Primitiven ihre Affekte in die Außenwelt projizieren. Der Verbrecher sondert sich von der Gemeinschaft ab, weil er sich mit dem Ermordeten identifiziert; seine Isolierung stellt den Ersatz für den eigenen Tod dar. Auf diese Art von zeremoniellem Tod erfolgt nach der Isolierungszeit oft eine Zeremonie der Wiedergeburt. Auch andere Reinigungszeremonien am Ende der Tabuzeit, in denen das Wasser eine besondere Rolle spielt, haben diesen unbewußten Sinn.

Das Tabu des Mörders wird so als Todeszeremoniell gedeutet; der Mörder ist während seiner Isolierung ein „lebender Leichnam". Die Ausstoßung aus der Gemeinschaft, die einem sozialen Tod gleichkommt, wird auch bestimmt durch die Angst der Stammesmitglieder, selbst der Mordversuchung zu unterliegen. Die Isolierung, die durch das Tabu gefordert wird, ist das Urbild des Gefängnisses. Sie ist zuerst eine freiwillige, später wird

sie vom Staate dem Verbrecher auferlegt. Die Auffassung des Gefängnisses als Strafe bezeichnet eine spätere Entwicklung; der ursprüngliche Sinn der Isolierung ist der des zeremoniellen Todes.

C. führt gute Beispiele an, welche als Zwischenglieder zwischen der antiken und primitiven Behandlung des Mörders und den modernen Methoden erscheinen: bei den Jauo auf Kaouondo schert der aus dem Kampf zurückkehrende Krieger seinen Kopf kahl. Bevor er sein Dorf betreten darf, muß er ein lebendes Huhn an seinen Hals hängen. Dann wird das Tier enthauptet; der Kopf bleibt am Halse des Kriegers hängen. Wer denkt da nicht an das geschorene Haar der Sträflinge und an das antike Zeremoniell vom stellvertretenden Huhnopfer? Statt des Kriegers wird das Huhn enthauptet. Der Brauch des Skalpierens bei den Indianern ist hier psychologisch einzureihen. Im Zusammenhang mit diesem Zeremoniell bringt der Verfasser einige Beispiele zeremonieller Reinigung, in der die Tat am Verschiebungsersatz wiederholt wird, und erinnert an Reiks These: „Keine Sühne ohne Wiederholung der Tat". Die Riten haben nicht das Ziel, den Mörder zu bestrafen; sie stellen eine Beschwörung der bösen Dämonen dar, keine sittliche Läuterung in unserem Sinne, eher Schutz gegen eine physische Gefahr.

Beispiele aus dem frühmittelalterlichen Klosterrecht zeigen, daß auch die Haft von Nonnen und Mönchen, die sich vergangen hatten, nicht Strafcharakter, sondern den Sinn der Reinigung haben. Daneben aber wird in diesen Klostergebräuchen deutlich, daß die Einsperrung einen zeremoniellen Tod bedeutet, der dem Tabu des Mörders zugrunde liegt. Der Verfasser verfolgt die weitere psychologische Entwicklung bis zu modernen Auffassung des Gefängnisses und stellt die ähnlichen Züge des Gefängnisses in unserem Sinne und des Tabu des Verbrechers in der Welt der Primitiven dar. Unsere psychische Einstellung zum Verbrecher erinnert an die ambivalente Haltung, welche das Tabu des Missetäters kennzeichnet. Der Verfasser untersucht die seelischen Vorgänge, welche zu einer solchen psychischen Einstellung geführt haben.

C. erkennt, daß er nicht imstande war, den Beweis seiner These bis in alle Einzelheiten durchzuführen, meint aber behaupten zu dürfen, dem gesuchten Ursprung der Institution des Gefängnisses näher gekommen zu sein als seine Vorgänger, und schreibt dieses Verdienst der analytischen Methode zu. Sein Resumé lautet:

Das Gefängnis ist ein Nachkömmling des primitiven Tabu. Es stellt noch immer unbewußt einen zeremoniellen Tod dar; die Zelle vertritt den Sarg. Dieser zeremonielle Tod beschützt den Verbrecher gegen auf andere Weise unternommene Rache, beschützt aber auch die Gemeinschaft gegen die Wiederholung des Verbrechens und gegen die psychische Infektion, die von der unbewußten Versuchung durch den Verbrecher ausgeht.

C. Piera (Den Haag)

KOFFKA, K.: **Principles of Gestalt Psychology.** Int. Library of Psychology, Philosophy and Scientific Method. New York, Harcourt, Brace & Co., 1935. XI und 720 Seiten.

Koffkas Buch ist ein sehr vollständiger Bericht über die Leistungen der Gestaltpsychologie. Es gibt nicht nur einen vollkommenen Überblick über die Literatur auf diesem Gebiet, sondern erörtert sie auch und fügt beachtenswertes neues Material hinzu.

Die experimentelle Arbeit der Gestaltpsychologie behandelt das Problem der Wahrnehmung in umfassender Weise. Der allgemeine Gesichtspunkt ist in folgenden Sätzen zum Ausdruck gebracht: „Wir haben ein ganzes Netzwerk von Hypothesen ausgeschaltet, die Konstanzannahme, die Hypothese von den ‚unbemerkten' aber wirksamen Eindrücken, die Hypothesen von der Deutung und von der Assimilation, und wir haben den Wahrnehmungsirrtum aufgezeigt." „Es ist klar geworden, daß die wahre Lösung, ohne darum

im geringsten vitalistisch zu sein, nicht eine Maschinentheorie, basiert auf einer Summation unabhängiger Empfindungsvorgänge sein kann, sondern daß sie eine durchaus dynamische Theorie sein muß, in der die Prozesse sich unter dem Einfluß wirkender Kräfte und einschränkender Bedingungen gestalten." Besondere Aufmerksamkeit wird der Organisation des optischen Feldes und ihrer Gesetze gewidmet. Die primitive Wahrnehmung wird als dreidimensional aufgefaßt. Eine Fläche wird als das Produkt starker Gestaltungskräfte betrachtet. Die gegliederte Raumwahrnehmung ist nicht ausschließlich visuell. Die verschiedenen Faktoren für die Gliederung im Raum sind Nähe, Gleichheit und Prägnanz. Unser Lebensraum ist ungeachtet der verwirrenden räumlichen und zeitlichen Verschlungenheit der Reize wohlgeordnet. Gute Kontinuität und gute Gestalt sind mächtige gestaltende Faktoren, und beide sind im vollen Wortsinne verständlich. Nach der traditionellen Psychologie erscheint die Gliederung eines Feldes in Dinge oder in Figuren und Grund als ein klares Beispiel für Erfahrung oder Schulung. K. betrachtet diese Gliederung als das direkte Resultat der Reizverteilung, er nimmt an, daß vom Reizmosaik spontan Gestalt hervorgerufen wird. Innere Gliederung, gute Kontinuität und gute Gestalt bestimmen das, was in einem gegebenen Wahrnehmungsfeld Vordergrund, was Figur und was Grund wird.

„Die Dinge, die wir sehen, haben eine bessere Gestalt, sind von besseren Konturen begrenzt als die Zwischenräume, die wir sehen könnten, aber nicht sehen." „Deshalb werden nur unter außerordentlichen Umständen die Bedingungen ins Gegenteil verkehrt. Wir mögen dann den Zwischenraum und nicht die Dinge als die Gestalt sehen. Ein Spalt zwischen zwei vorspringenden Felsen mit scharfen Profilen, kann wie ein Antlitz aussehen, wie ein Tier u. dgl., während die Gestalt des Felsens verschwindet." Die wahrgenommene Form kommt der wirklichen viel näher als der retinalen, und dieser Tatsache wird von den Psychologen in der Feststellung Ausdruck verliehen, daß Gestalt, Größe und Farbe das Phänomen einer relativen Konstanz aufweisen; d. h. die verschiedenen Wahrnehmungen, die von einem gleichweit entfernten Reiz ausgelöst sind, werden viel weniger verschieden sein als die korrespondierenden benachbarten Reize und werden der Wahrnehmung, welche unter der neuen eben diskutierten Reizbedingung entsteht, näher stehen. Nach K. ist Gestalt unter abnormalen Orientierungsbedingungen das Endprodukt eines Organisationsprozesses, der in einem Felde stattfindet, das unter einer Sonderspannung steht *(field of stress)*. „Das Reizmuster führt neue Kräfte ein, die sich mit den Kräften der Orientierung, die die Spannungsverteilung im Feld bewirken, vereinigen, und die endgiltige Gestaltung wird diejenige sein, in welcher diese Kräfte sich am besten die Waage halten." Die Reaktion auf einen Reizwechsel mag so sein, daß die Dinge ihre Eigenschaften so weit wie möglich beibehalten. Auf dem Gebiet der Bewegung (im motorischen Sektor) werden solche Vereinigungen von Prozessen und solche Wege bevorzugt, die die Dinge, soweit es die Umstände erlauben, intakt lassen. Konstanz von Gestalt und Größe ist gepaart mit Bewegung, entweder der Gegenstände oder des Beobachters. Bewegung ist nur möglich, weil trotz dem Wechsel der Muster, die auf der Retina entstehen, konstante Wahrnehmungsgegenstände produziert werden. „Wie die Dinge hat auch die Erscheinung der Objekte bestimmte Eigenschaften. Abgesehen von ihrem Widerstand gegen Zerstörung sind wir ihrer Undurchdringlichkeit und ihrer Trägheit begegnet, weshalb größere Objekte sich langsamer bewegen als kleinere. Diese Korrespondenz zwischen phänomenalen und realen Dingen ist . . . nicht primär eine Erfahrungssache — wiewohl wir nicht leugnen, daß Erfahrung auf diese Eigenschaften Einfluß haben mag —, sondern das direkte Ergebnis von Gestaltung *(organization)*."

Es gibt ein dauerhaftes Ichsystem. In allen Wechselfällen auf dem Gebiet des Ver-

haltens verharrt das Ichsystem als ein gesonderter Bezirk. Das Ich an sich ist im Grunde zeitlich, es ist keine von der Zeit unabhängige Größe. Es geht immer irgendwohin, und die Stabilität des Ichs muß daher immer in Beziehung zu der Richtung gesehen werden, in die es sich bewegt. Es gibt Gebiete (Felder) ohne Ichorganisationen. Das Ich bestimmt die Grundrichtungen des Raumes. Es bestimmt das „vorne", „hinten", „links und rechts". Handlung ist ein Prozeß, durch den eine im Gesamtfeld bestehende Spannungsverteilung beseitigt wird. „Eine Handlung mag eine Spannung in einem Ichsystem bedeuten, das im Moment vom übrigen Ich isoliert war und über die exekutive Gewalt verfügte." „Die Exekutivgewalt umfaßt alle Wege, auf denen Handlung eine Spannung erleichtern oder zu solcher Erleichterung beitragen kann." „Das Problem des Verhaltens löst sich auf in die Frage der Veränderungen der großen Ich-Feld-Gestalt. Es sind Veränderungen in der Beziehung der Untersysteme des Ichs zueinander." Grenzen zwischen dem Ich und der Umgebung entwickeln sich. Die Beziehung Ich-Objekt ist primär nicht eine erkenntnismäßige. Gegenwärtige Leistungen beruhen auf früheren. Es gibt einen alles durchdringenden Einfluß der Erfahrung. Haltung und Aufmerksamkeit sind wirksame Kräfte, die an der dynamischen Gesamtsituation Anteil haben. Haltungen haben einen meßbaren Effekt. Gefühlsmäßiges Verhalten ist der Dynamik der im Ich vorhandenen Kräfte zuzuschreiben. Bewußte Erregung ist der manifeste Aspekt dieser Dynamik. Zorn und Sättigung sind Beispiele von Emotionen, die experimentell hervorgerufen werden können.

Erinnerung basiert auf einem System von Spuren, welches organisiert ist und vom Spurenfeld nicht nur seine einheitliche Formation, sondern auch den spezifisch dynamischen Charakter temporaler Einheiten bezieht. Die „gute Fortsetzung" ist nicht einer Bewegung zuzuschreiben, sondern dem Feld, das gewisse Bewegungen anderen gegenüber begünstigt. Es gibt Spuren, die im Gehirn lokalisiert sind, und solche, die so gut wie im gesamten Cortex hinterlegt sind. Spuren unterliegen Veränderungen. Linien können entsprechend der Natur ihres Vorbildes allmählich gekrümmter, länger oder kürzer werden. Die Spur behält die dynamische Verteilung der ursprünglichen Erregung, und die in ihr vor sich gehenden Veränderungen streben nach einer Verminderung der inneren Spannung. Die Veränderungen in den Erregungsmustern in der Erinnerung sind „normalisierend", betonend oder zuspitzend, oder autonome Veränderungen. Die Reproduktion nähert sich vertrauten Formen an. Ein besonderer Zug des ursprünglichen Musters kann mehr und mehr übertrieben werden. Spuren sind in Schemata organisiert, eines davon ist das Ich. Ein Schema deutet auf eine aktive Gestaltung vergangener Reaktionen hin. Die Spurensysteme des Ichs und der Umgebung sind dynamisch voneinander abhängig. Verschwinden einer Spur bedeutet Vergessen. Eine Spur mag so verwandelt werden, daß sie ihre Individualität und sogar ihre Identität verliert. Spuren können unbrauchbar werden. Der Prozeß mag die Verbindung mit einer sonst verwendbaren Spur verfehlen. Jeder Vorgang ist in irgendeiner Hinsicht ein Lernvorgang. Er hinterläßt Spuren, die zu einer Verbesserung des Handelns führen können. „Der Lernerfolg im Sinne einer Modifikation des Betragens kann in bezug auf den Prozeß in drei verschiedene Bestandteile zerlegt werden. 1. Die Erweckung des Spezifischen (des richtigen Prozesses). 2. Die Spur dieses Prozesses. 3. Die Wirkung dieser Spur auf spätere Prozesse." „Lernen als die Abänderung einer Erfolgshandlung in einer bestimmten Richtung besteht darin, daß Spurensysteme einer bestimmten Art, geschaffen, gefestigt und immer brauchbarer werden für wiederauftauchende und neue Situationen". Auch Auswendiglernen ist ein Gestaltungsprozeß. Die Stabilität einer Spur ist eine Funktion ihrer dynamischen Struktur. Kontiguität spielt bei der Reproduktion soweit eine Rolle, als die benachbarten Teile vereinheitlicht wurden. Durch Gewohnheit (Assoziation) geschaffene Verbindungen sind als solche niemals der wirkliche

Motor eines Denkvorganges. Spannung im Denksystem ist die notwendige Vorbedingung für Denkprozesse. Es müssen arbeitsfähige Energien freigesetzt werden. Wiedererkennen ist ein Inverbindungtreten mit einem Teil des Spursystems, der andere, das Ich nicht einschließende Teile des Systems in Tätigkeit setzt. Bei der Reproduktion werden Teile des Systems in Tätigkeit gesetzt, die dem Ich angehören. Eine Verbindung zwischen Prozeß und Spur erfolgt nicht nur auf der Grundlage einer Ähnlichkeit, sondern auch auf Grund der Haltung des Ichs. K. meint, daß Verbindungen zwischen Prozeß und Spur auf Grund einer dynamischen Relation innerhalb der ganzen Höhe der Spursäule möglich sind. Das Problem, wie ein neuer Prozeß (Denken) erwacht, ist nicht in allen Fällen eine Frage von Spuren. Die von einer Anforderung oder von einem Bedürfnis hervorgerufene Spannung kann zu spannungsvermindernden Bewegungen oder zu Gedanken führen, die solche Bewegungen auslösen. Die Dynamik des Prozesses ist durch die innere Qualität der Daten bestimmt. Verhalten ist eine ununterbrochene Folge von Gestaltungen und Wiedergestaltungen. Das Ich ist unvollständig. Zur Befriedigung seiner Bedürfnisse ist es auf die Handlungen anderer angewiesen, und die erste intime Beziehung im Leben eines Menschen entsteht zu denen, die seine Bedürfnisse befriedigen. Soziales Verhalten ist das Ergebnis solcher Gestaltungen bestimmter Art. Persönlichkeit ist eine Gestalt, deren verschiedene Manifestationen voneinander abhängig sind, was eine Vielzahl von Kombinationen einzelner Züge ausschließt. Eine Gestalt ist das Produkt von Gestaltung *(organization)*, Organisation, ist ein Prozeß, der zu einer Gestalt führt.

Ich habe — in der Hauptsache mit den Worten des Autors — versucht, den psychoanalytischen Leser mit den Grundproblemen der Gestaltpsychologie bekannt zu machen. Ihre Verdienste sind nicht zu bestreiten, besonders was ein besseres Verständnis der Organisation der Wahrnehmung anlangt. Der Bruch mit der Auffassung, daß Wahrnehmung und Handlung eine Summation oder ein Mosaik von Empfindungen und Reflexen seien, ist tatsächlich ein bedeutsamer Schritt. Die Gestaltpsychologie führt an die realen Objekte, Farbe und Form, näher heran, wie besonders die Diskussion über die Konstanz zeigt.

Die Gesetze der Gestaltung im Gesichtsfeld, wie das Gesetz der Prägnanz und der Nähe, die Formulierungen einer „guten Gestalt" und einer „schlechten Gestalt", eine Erörterung der Tendenz zur „Geschlossenheit" bezeichnen einen bedeutenden Fortschritt der allgemeinen Psychologie. Der psychoanalytische Leser wird vielleicht fragen, was der Ausdruck „Gestaltung" *(organisation)* besagt, der so häufig in dieser Erörterung gebraucht wird. Er ist auch geneigt zu fragen, was „Spannung und Zug" *(stress)* bedeutet, und ist erstaunt, keine Antwort auf diese Fragen zu finden. Vom analytischen Standpunkt nehmen wir natürlich an, daß die libidinöse Situation gemeint ist, wenn der Gestaltpsychologe von „Organisation" („Gliederung") des Gesichtsfeldes und Spannung *(stress)* spricht. Der Analytiker wäre besonders geneigt, eines der Verdienste der Gestaltpsychologie in dem Hinweis zu sehen, daß die Gliederung (Gestaltung) des Gesichtsfeldes irgendwie die Struktur libidinöser Probleme reflektiert. Doch würde der Gestaltpsychologe eine solche Auslegung zurückweisen und auf dem formalen Charakter der beschriebenen Gesetze bestehen, und er würde sogar lieber noch in die entgegengesetzte Richtung gehen und versuchen, die tatsächlichen Situationen im menschlichen Leben aus ihren formalen Merkmalen zu erklären. Vom analytischen Gesichtspunkt her wissen wir schon lange, daß Assoziation nicht lediglich der Koinzidenz und der Kontiguität zuzuschreiben ist, sondern auf triebhaften Kräften beruht. Aber der Psychoanalytiker gibt sich mit einer derartigen Feststellung nicht zufrieden und besteht darauf, über die aktuelle menschliche Situation, in der diese dynamischen Triebe auftreten, mehr zu erfahren. Gestaltung und Zug und Spannung be-

deuten sodann Libidoprobleme und aktuelle Lebenslagen. Es ist wahr, der Analytiker vergißt zu leicht, daß libidinöse Impulse auf spezifischen Strukturen beruhen, und daß es eine Außenwelt mit bestimmten Merkmalen gibt. In dieser Außenwelt existieren bestimmte Strukturen und eine innere Kohärenz. Die Gestaltpsychologie kann dem Analytiker zu einem tieferen Verständnis dieses Problems verhelfen. Die Gestaltpsychologie erkennt nur widerstrebend die Erfahrung an. Es ist richtig, den Einfluß der Erfahrung zu leugnen, wenn Erfahrung lediglich als mechanische Wiederholung betrachtet wird. Die Psychoanalyse hat weit mehr als die Gestaltpsychologie im einzelnen nachgewiesen, daß Erfahrung einer Organisation gleichkommt. Diese wird nicht nur von den allgemeinen biologischen Eigenschaften der Menschen gelenkt, sondern auch von ihren individuellen Triebschicksalen. Organisation beruht auch in dieser Beziehung auf einer Wechselwirkung der Triebe des Menschen, die in enger Beziehung zur Realität stehen. Psychoanalytiker wird es interessieren zu erfahren, daß Prinzipien, die sie aus einem Studium wirklicher Situationen abgeleitet haben, auch im Bereich der Wahrnehmung und im mehr formalen Bereich des Laboratoriums von Belang sind. Sie werden wahrscheinlich auf der Überlegenheit ihrer Methode bestehen und nicht glauben, daß die formalen Gesetze der Gestaltpsychologie die endgiltige Erklärung der Probleme bieten, sondern überzeugt sein, daß die formalen Gesetze besser verstanden werden, wenn man die individuellen menschlichen Situationen vom Standpunkt der Trieblehre aus studiert. Koffkas Erörterung von Wollen und Emotion ist recht enttäuschend. Der Formalismus der Gestaltpsychologie stößt hier auf besondere Schwierigkeiten. Es ist zu loben, daß Koffka ein Ich anerkennt, das in vielen Hinsichten mit dem Körperbild in meiner Nomenklatur übereinstimmt, aber er hat in dieser Konzeption nicht die Libidoprobleme erkannt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Koffkas Darlegungen der Probleme des Gedächtnisses und der Erinnerung sehr gewonnen hätten, wenn er von dem reichen Tatsachenmaterial, das die Psychoanalyse gesammelt hat, Gebrauch gemacht hätte. Aber es ist nicht so sehr die Absicht seines Buches, eine allgemeine Übersicht über psychologische Probleme zu geben, als vielmehr, das experimentelle Material und den Standpunkt der Gestaltpsychologie darzustellen. Er hat es mit Erfolg getan. Psychoanalytikern wird empfohlen, dieses Buch sorgfältig zu studieren; es wird ihnen helfen, klarere Formulierungen für grundlegende Probleme der Psychoanalyse zu finden.

P. Schilder (New York)

KORPERTH-TIPPEL, AMALIE: **Kind und Bild.** Künstlerisch wertvolle und wertlose Bilder im Urteil von Drei- bis Vierzehnjährigen. Aus dem psychologischen Institut in Wien. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. (o. J.) [1]

Von acht Bildvorwürfen werden Kindern aus Kindergärten, Volks- und Hauptschulen je zwei Ausführungen vorgelegt, deren eine „besser", deren andere „schlechter" ist. Die Kriterien betreffen im wesentlichen die Richtigkeit und das Vermögen der Naturwiedergabe. Künstlerisch sind auch mehrere der „guten" Vorlagen völlig belanglos. Auf Grund der Aussagen der Kinder kommt Verfasserin zu einleuchtenden Feststellungen, von denen hervorgehoben sei, 1. daß sich erst vom 8. Lebensjahr ab die Aufmerksamkeit des Kindes vom Gegenständlichen zur Darstellungsart wende, 2. daß vom 11. Lebensjahr ab die „besseren" vor den „schlechteren" Bildern im Regelfalle bevorzugt werden. Die Untersuchung wirkt sauber, eng und bescheiden. Sie geht vielen Problemen, zu denen das Thema Anlaß geboten hätte, aus dem Weg. So ist es etwa bedauerlich, daß das Verhältnis

1) Ich habe an keiner Stelle des mir vorliegenden Exemplars eine Angabe über das Erscheinungsjahr dieser Schrift entdecken können. Ref.

der Kinder zum Bildgegenstand nicht näher analysiert wird, obwohl sich in einzelnen der mitgeteilten Aussagen Beziehungen der abgegebenen Urteile zur Gefühlseinstellung der Kinder aufdrängen. Entscheidender scheint mir ein anderer Einwand: Welchen Sinn soll es haben, ästhetische Urteile — denn um solche handelt es sich — von Kindern des vierten und fünfzehnten Lebensjahres mit gleicher Untersuchungseinstellung zu prüfen? Freilich sind auch die Beispiele wenig dazu geeignet, um das Wesentliche des Unterschiedes einsichtig, also etwa die Frage zugänglich zu machen, wie sich, sagen wir vom 11. Lebensjahr ab, die Stellung zum „künstlerisch wertvollen" Bilde in der Seele des Kindes auswirkt. Diese Auswirkung würde nicht auf die Urteilsfunktion (naturwahre oder fehlerhafte Wiedergabe) allein, sondern auf das Gesamtverhalten des Kindes zum Kunstwerk (scil. künstlerisch wertvollen Bild) hinführen. Wir sind gewohnt, von der akademischen Psychologie den Vorwurf zu hören, die Psychoanalyse sei „monistisch" — womit ihre „Einseitigkeit" gemeint ist; man wird angesichts der hier angewandten Untersuchungsmethode zur Frage verlockt, wie man das Verhalten von Kindern zur Kunst erörtern will, wenn man die Einsicht in ihr affektives Verhalten ausschaltet. Dieser Vorwurf richtet sich nur zum Teil gegen die psychologische Grundanschauung — denn das Untersuchungsziel, zu dem sich das Vorwort bekennt („Fragen, die wichtig sind für die Herstellung von Bilderbüchern und Spielzeug" zu fördern) wird offenbar erreicht — sondern mehr gegen die Vorstellung von „künstlerisch wertvoll", von der die Untersuchung ausgeht. Sie mag zu rechtfertigen sein, aber sie ist außerordentlich arm. Photographien nach Arbeiten von Zumbusch, Trübner, Richter und Buchholz werden etwa mit häßlichen Vorstadtdrucken verglichen. Dadurch wird erreicht, daß die Fragestellung sich der Erlebnisschichte, die mit „künstlerisch wertvoll" gemeint sein könnte, nicht nähert. Ref., der mehrere Jahre hindurch Kinder der Vorpubertät in ihrem Verhalten zu „künstlerich wertvollen" Werken bildnerischen Schaffens zu beobachten Gelegenheit hatte, hat den festen Eindruck erworben, daß ihr Verhalten durchaus die seelische Gesamtsituation ihres Alters spiegelt, das beherrscht wird vom Ringen des Ichs um neue Stützen im Kampf um neue Konflikte. E. K. (Wien)

MEHLICH, ROSE: **Fichtes Seelenlehre und ihre Beziehung zur Gegenwart.** Mit einer Einführung von C. G. Jung. Zürich und Leipzig, Rascher Verlag, 1935. 129 S.

Die Autorin versucht, die Seelenlehre I. H. Fichtes, des Sohnes des bekannteren J. G. Fichte, in Beziehung zur „analytischen Psychologie" C. G. Jungs zu setzen. Sie findet eine tiefgehende Übereinstimmung beider Lehren und bemüht sich, diese Übereinstimmung durch Darstellung der Grundzüge der I. H. Fichteschen Psychologie und durch Bezugnahme auf Analogien mit Jungs Theorien zur Evidenz zu bringen. Nach Ansicht des Referenten gelingt es jedoch der Autorin weder, der (abstrakt konstruierenden) Seelenlehre I. H. Fichtes eine fruchtbare Seite abzugewinnen, noch von dort her ein neues Licht auf die Lehre Jungs zu werfen. Das hat seinen Grund darin, daß sie es ablehnt, zum Realitätswert der beiden Theorien irgendwie Stellung zu nehmen: sie sollen nur in dieselben „philosophischen Grundmöglichkeiten eingeordnet" werden. Aber auch das geschieht in einer sehr sterilen Weise, nämlich durch scholastische Zergliederung des Inhaltes von Begriffen. Bemerkenswert erscheint sonst nur noch, daß Jung in seinem Geleitwort die Charakterisierung seiner geistigen Haltung als einer romantischen, der Naturwissenschaft im Grunde entgegengesetzten, ausdrücklich heraushebt, um ihr zuzustimmen. W. Marseille (Wien)

IMAGO, Band XXII (1936), Heft 2

(Ausgegeben Ende Mai 1936)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. EDWARD BIBRING, Wien VII, Siebensterngasse 31
DR. W. BISCHLER, 30 Rue de Contamines, Genève
DR. LUDWIG EIDELBERG, Wien XIX, Chimanigasse 11
DR. S. H. FUCHS, 482 Finchley Road, London N. W.
DR. ALFRED GROSS, Zuschriften an die Redaktion
DR. ERNEST JONES, 81 Harley Street, London W. 1.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th Street, New York City

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanaytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO, Band XXII (1936), Heft 2

(Ausgegeben Ende Mai 1936)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. EDWARD BIBRING, Wien VII, Siebensterngasse 31
DR. W. BISCHLER, 30 Rue de Contamines, Genève
DR. LUDWIG EIDELBERG, Wien XIX, Chimanigasse 11
DR. S. H. FUCHS, 482 Finchley Road, London N. W.
DR. ALFRED GROSS, Zuschriften an die Redaktion
DR. ERNEST JONES, 81 Harley Street, London W. 1.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th Street, New York City

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanaytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO / XXII (1936) / Heft 2

XXII. Band 1936 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder